



# Militärseelsorge

46. Jahrgang  
2008

## Aus dem Inhalt

---

	Seite
Walter Mixa „Das solltest du mal miterleben“	7
Walter Mixa „Weltjugendtage sind entscheidende Hilfen für den Weltfrieden“	10
Walter Wakenhut ... auf Hoffnung hin sind wir gerettet	21
Matthias Gillner Das Menschenbild des politischen Realismus'	33
Gerd Portugall Sicherheit als Staatsziel?	44
Robert Zollitsch „Mitten drin – und doch anders“	63

# Dokumentation



## Inhaltsverzeichnis

Vorwort	3
---------	---

### Militärbischof Dr. Walter Mixa: Predigten – Ansprachen – Vorträge

„Das solltest du mal miterleben“ 50 Jahre Internationale Soldatenwallfahrt nach Lourdes Interview mit KNA am 06.05.2008	7
„Weltjugendtage sind entscheidende Hilfe für den Weltfrieden“ Interview mit der Bischöflichen Pressestelle Augsburg am 23.07.2008	10
„Frieden ist nicht nur zu verstehen als Abwesenheit von Krieg“ Ansprache anlässlich des feierlichen Gelöbnisses des I. Bataillon / Luftwaffenausbildungsregiment am 11. Dezember 2008 in Mengen	14

### Militärgeneralvikar Walter Wakenhut: Predigten

Walter Wakenhut ... auf Hoffnung hin sind wir gerettet Predigt beim Jahresempfang des Militärgeneralvikars für die Vertreter des organisierten Laienapostolates in der Katholischen Militärseelsorge am 12. Januar 2008	21
Walter Wakenhut Wenn aber jener kommt, der Geist der Wahrheit, wird er euch in die ganze Wahrheit führen. Predigt beim Katholikentag in Osnabrück am 23.05.08	24
Walter Wakenhut Als Jesus die vielen Menschen sah, hatte er Mitleid mit ihnen Predigt beim Gedenkgottesdienst aus Anlass der 25. Todestages von Oberst Dr. Helmut Korn in Fulda am 20.06.08	27

Friedensethische Reflexionen

Matthias Gillner	
Das Menschenbild des politischen Realismus'	
Kritische Anmerkungen aus ethischer Perspektive	33
Gerd Portugall	
Sicherheit als Staatsziel?	
Zur Rolle des Staates in Weißbuch 2006, EKD-Friedensdenkschrift 2007 und Bischöflichem Hirtenbrief 2000	44

Sonstiges

Robert Zollitsch	
„Mitten drin – und doch anders“	
Bernhard von Baden: ein Soldat als Patron	
Vortrag bei der Begegnung der süddeutschen Militärseelsorger mit der Leitung der Bundeswehr im Geistlichen Zentrum St. Peter am 11. Januar 2008	63
Rainer Schadt	
Naturwissenschaft und Religion – Wissen und Glauben	
Ein Essay zu einem scheinbar unmöglichen Verhältnis	68
Anton Tischinger	
Rechtes Entscheiden in der Kirche	
Fragen und Reflexionen eines Pfarrers zu einem komplexen Phänomen	73
Autorenverzeichnis	83
Impressum	84

## Vorwort

Liebe Leserinnen und Leser

Der Jahresband 2008 der Zeitschrift *Militärseelsorge* versammelt Predigten, Vorträge und Interviews, die der Katholische Militärbischof Dr. Walter Mixa und Militärgeneralvikar Walter Wakenhut zu verschiedenen Anlässen gehalten haben. Ebenfalls dokumentiert ist die Ansprache von Erzbischof Robert Zollitsch anlässlich seiner Begegnung mit dem Generalinspekteur, dem Militärgeneralvikar und süddeutschen Militärseelsorgern in St. Peter.

Dr. Gerd Portugall, Wissenschaftler am Sozialwissenschaftlichen Institut der Bundeswehr, untersucht aus politikwissenschaftlicher Sicht das Staatsverständnis im Weißbuch zur Sicherheitspolitik von 2006, der Denkschrift des Rates der Evangelischen Kirchen in Deutschland „Aus Gottes Frieden leben – für gerechten Frieden sorgen“ (2007) und dem Hirtenwort der deutschen katholischen Bischöfe „Gerechter Friede“ (2000). Sein Resümee ist, dass es „überraschenderweise mehr Übereinstimmungen als Differenzen“ in den drei Dokumenten gebe.

Für die kirchliche Friedenslehre ist eine kritische Sicht des sog. „politischen Realismus“, für den gerade auch im internationalen Bereich der Kampf um Macht die Norm allen politischen Handelns ist, charakteristisch. Dr. Matthias Gillner, Dozent an der Führungsakademie der Bundeswehr, zeichnet in seinem Aufsatz die Grundzüge der politikwissenschaftlichen Theorien des Realismus nach und analysiert und kritisiert die zugrundeliegenden anthropologischen Annahmen.

Spätestens mit dem Auftreten eines „Neuen Atheismus“ und dessen aggressiver naturwissenschaftlich argumentierender Religionskritik sind die Beziehungen zwischen Glaube und Naturwissenschaft wieder Diskussionsgegenstand. Rainer Schadt, Leitender Militärdekan Kiel beschreibt in seinem Essay die Geschichte dieses spannungsreichen Verhältnisses.

Dr. Anton Tischinger, Militärseelsorger und Dozent an der Universität der Bundeswehr München, fragt nach der Kunst des rechten Entscheidens in der Kirche als Voraussetzung einer zukunftsfähigen Pastoral.

Ich wünsche unserer Zeitschrift viele interessierte Leser und Leserinnen.

Lothar Bendel  
LWissDir i.K.



Militärbischof Dr. Walter Mixa: Predigten – Ansprachen – Vorträge



## „Das solltest du mal miterleben“

Walter Mixa

### 50 Jahre Internationale Soldatenwallfahrt nach Lourdes

Ende Mai feiert die Internationale Soldatenwallfahrt nach Lourdes ihr 50. Jubiläum. Rund 15.000 Militärs aus über 30 Ländern nehmen jährlich daran teil, darunter etwa 1.000 Bundeswehrsoldaten.

Militärbischof Walter Mixa sprach in Berlin mit der Katholischen Nachrichten-Agentur (KNA) über die Truppe auf dem Pilgerpfad.

**KNA:** Herr Bischof, Bundesverteidigungsminister Franz Josef Jung (CDU) sagte über die Soldatenwallfahrt nach Lourdes, so eine Völkerverständigung wie dort, habe er nirgendwo sonst erlebt. Was macht das Besondere aus?

**Mixa:** Wir dürfen nicht vergessen: Die katholische Kirche ist der älteste Global Player der Welt. Es gibt keine Unterschiede der Rassen und Kulturen, sondern es gibt das ausschließliche Bekenntnis zum dreifaltigen Gott. Das führt Soldaten aus der ganzen Welt zusammen. Und die Soldatenwallfahrt in Lourdes ist wirklich ein einzigartiges Spiegelbild einer um Frieden betenden und sich für Frieden einsetzenden Vielvölkergemeinschaft.



*Militärbischof Dr. Walter Mixa bei einem Interview*

**KNA:** Wie ist es um die Teilnehmerzahlen bestellt?

**Mixa:** Da hängt ganz entscheidend mit den Auslandseinsätzen zusammen, die es seit 1993 gibt. Dadurch sind die Zahlen zurückgegangen, da viele Soldaten im Einsatz sind und somit nicht mit nach Lourdes fahren können. Dennoch ist das Interesse hoch. Es kam auch schon vor, dass Soldaten direkt aus den Einsatzgebieten nach Lourdes geflogen sind. Jetzt im Jubiläumsjahr werden knapp tausend Bundeswehrsoldaten an der Wallfahrt teilnehmen.

**KNA:** Haben die Auslandseinsätze Einfluss auf das Bedürfnis der Soldaten nach Spiritualität?

**Mixa:** Ja, da gibt es zweifellos eine verstärkte Nachfrage nach geistlicher Begleitung. Das zeigt sich auch daran, dass viele Nicht-Katholiken und sogar zahlreiche ungetaufte Soldaten an unserer Wallfahrt nach Lourdes teilnehmen. Vielen stellt sich im Auslandseinsatz, wo Tod und Sterben sehr präzente Themen sind, plötzlich ganz intensiv die Frage nach dem Sinn des Lebens und des soldatischen Einsatzes. Und die Frage nach Frieden und Gerechtigkeit.

**KNA:** Mit welchen Erwartungen kommen die Soldaten nach Lourdes?

**Mixa:** Unterschiedlich. Katholisch geprägte Soldaten machen diese Wallfahrt mit, um quasi Position zu beziehen und den eigenen Standpunkt zu überprüfen. Sie nutzen die Gelegenheit für religiöse Anregungen, um sich einmal zu fragen, wie ist meine Beziehung zu Gott, zu den Menschen. Das tun sicher nicht wenige Soldaten. Eine andere Gruppe fährt mit, weil Kameraden sagen: ‚Das solltest du mal miterlebt haben – das ist spannend und anregend‘. Viele sagen dann: ‚Na gut, schauen wir mal.‘ Und häufig spricht sie die gemeinschaftliche Religiosität, die sie dort erleben, mehr an, als sie vorher gedacht hätten.

**KNA:** Aber es geht auch sonst nie so feucht-fröhlich in Lourdes zu wie bei der internationalen Soldatenwallfahrt.

**Mixa:** Das ist bis zu einem gewissen Grad verständlich und soll auch nicht schön geredet werden. Aber ich habe noch nie erlebt, dass es da zu Auswüchsen gekommen ist. Traditionell gibt es bei unserer Soldatenwallfahrt ein Abschlusskonzert – und danach ist es für mich als Militärbischof Ehrensache, den Soldaten Freibier zu spendieren. Das ist immer sehr gesellig. Aber ich bekomme schon auch sehr ernste Gespräche mit. Da geht es nicht nur um Kleinigkeiten.

**KNA:** Was bewegt die Soldaten denn?

**Mixa:** Es wird – und das sage ich mit Respekt – über Gott und die Welt gesprochen. Da geht es um den Sinn und Wert menschlichen Lebens. Um Krieg und Frieden. Die Soldaten stehen ja im Einsatz dem Tod näher als jede andere Zivilperson. Da kommt die Frage nach Gott auf, nach Kirche. Ob die Kirche sich genug in der Gesellschaft für den Frieden engagiert, ob sie Lebenshilfe ist. Nicht zuletzt sind Ehe, Scheidung und Freundschaft immer wieder relevante Themen.

**KNA:** Was war für Sie als Militärbischof in Lourdes das größte Aha-Erlebnis?

**Mixa:** Zwei junge Soldaten des Wachbataillons Berlin sprachen mich an, um ein Foto mit mir zu schießen. Und die sagten ganz unmissverständlich: ‚Wissen Sie Herr Bischof, wir sind gar nicht katholisch, wir sind auch nicht evangelisch, wir sind nichts.‘ Als ich sie fragte, warum sie denn dann ausgerechnet ins vollkommen katholische Lourdes führen, antworteten sie unbefangen: ‚Wir waren noch nie in Südfrankreich.‘ Aber dann erzählten sie auch, die erlebte Kameradschaft, die Gottesdienste, die Gebete mit den anderen Soldaten an der Grotte – das alles gebe ihnen zu denken, und sie führen mit anderen Gedanken weg als sie hergekommen seien.

(KNA Spezial Kirchenpresse, 06.05.2008 – Interview: Karin Wollschläger – KNA)

## „Weltjugendtage sind entscheidende Hilfe für den Weltfrieden“

Walter Mixa

Augsburger Oberhirte warb beim Weltjugendtag für den Glauben auch als Lebenshilfe

Bischof Dr. Walter Mixa ist in dieser Woche vom Weltjugendtag in Sydney zurückgekehrt, wo er mit einer Pilgergruppe aus der Diözese Augsburg und in seiner Eigenschaft als Militärbischof mit Soldaten der Bundeswehr zusammengekommen ist. Über die langfristige Wirkung des Weltjugendtages, seine persönlichen Eindrücke während seiner Katechesen und die Stimmung beim größten internationalen katholischen Glaubensfest sprach der Bischof mit Kathi Marie Ulrich von der Bischöflichen Pressestelle (IBA).

**IBA:** Exzellenz, mit welchem Eindruck von Religiosität und Frömmigkeit der jugendlichen Teilnehmer am Weltjugendtag sind Sie aus Sydney zurückgekehrt?

**Bischof Mixa:** „Ich bin sehr dankbar und sehr glücklich, weil es eine sehr gute und segensreiche Woche in Australien war. Das gilt für die vielen Begegnungen, die ich beim Weltjugendtag hatte, für die Gottesdienste und auch für die Katechesen.“



*Gruppe deutscher Soldaten mit Militärdekan Dr. Damian Slaczka auf dem Weltjugendtag in Sydney 2008*



*Militärbischof Dr. Walter Mixa mit deutschen Soldaten auf dem Weltjugendtag in Sydney 2008*

**IBA:** ‚Ihr werdet die Kraft des Heiligen Geistes empfangen und werdet meine Zeugen sein‘ lautete das Motto des Weltjugendtages 2008 in Sydney. Die Besucher des Weltjugendtages haben durch ihre Pilgerreise nach Sydney Zeugnis für den christlichen Glauben abgelegt. Was kann nach ihrer Meinung der Weltjugendtag längerfristig bewirken gegen die ‚geistigen Wüsten‘ in der heutigen Zeit, vor denen Papst Benedikt XVI. in seiner Abschlusspredigt zum Weltjugendtag gewarnt hat?

**Bischof Mixa:** „Dazu habe ich eine klare Vorstellung: Wir müssen die Themen des Weltjugendtages in die Diözese hineinbringen. Mir kommt das Thema ‚Zeugnis für den Glauben ablegen‘ sehr entgegen, da es sich mit meinem momentanen seelsorgerischen Schwerpunkt ‚Missionarisch Kirche sein‘ deckt, zu dem ich bereits 13 intensive Pastoralgespräche geführt habe. Ebenfalls auf Dekanatsebene müssen wir Themen wie die Bedeutung der Sakramente, Fragen zu Berufung und Spiritualität schwerpunktmäßig wie beim Weltjugendtag behandeln. Dies kann, so wie es auch an drei Tagen in Sydney geschehen ist, in Katechesen mit anschließender Gelegenheit zur Aussprache erfolgen. Das geistige und menschliche Beisammensein muss gefördert werden, damit gerade junge Menschen die Erfahrung machen, dass sie im Glauben an Jesus Christus und in der Kirche eine geistige Heimat haben. Damit sie gestärkt sind, den Wert des Lebens und die Lebenshilfe, die sie an Jesus Christus haben, mutig bezeugen. Wir Christen dürfen uns gerade auch im Dialog mit Andersgläubigen, wie den Muslimen, die ihren Glauben sehr stark bezeugen, nicht verstecken.“



*Militärbischof Dr. Walter Mixa mit den deutschen Teilnehmern auf dem Weltjugendtag in Sydney 2008*

**IBA:** Ihnen war es wichtig, beim Weltjugendtag selbst Katechesen zu halten. Welche Erfahrungen haben Sie während der Katechesen mit den Teilnehmern gemacht, welche Reaktionen darauf haben Sie gespürt?

**Bischof Mixa:** „Die Jugendlichen waren durchaus kritisch in ihren Nachfragen. So wurden mir Fragen gestellt nach dem Wert der Ehe und der Familiengründung, aber auch zum Priesteramt, speziell zum Weihesakrament. Das hat mir auch gefallen, denn Jugendliche haben das Recht, den Glauben auch kritisch zu hinterfragen. Man muss den Glauben bis zu einem bestimmten Punkt vernünftig begründen. Die Gottesdienste wurden mit echter Begeisterung gefeiert, es war eine spürbare Atmosphäre von einem ‚Fest des Glaubens‘. Ich hatte den Eindruck, die Jugendlichen haben gespürt: ‚Wer glaubt, ist nicht allein.‘; und die Kirche ist, bei allem Respekt vor älteren Menschen, auch jung und hat Zukunft. Das ist besonders deutlich geworden bei der Begrüßung des Heiligen Vaters, bei der Vigil und beim Abschlussgottesdienst mit dem Papst. Und noch etwas ist, denke ich, ganz wichtig: Solche Treffen wie die Weltjugendtage sind eine ganz entscheidende Hilfe für eine bessere Verständigung und den Frieden unter den Völkern und damit für den Weltfrieden. Die Stimmung in dem Land, das nicht überwiegend katholischen Glaubens ist, hat sich während des Weltjugendtages positiv gewandelt. Viele haben sich dem Ereignis angeschlossen. Fast 400.000 Menschen haben insgesamt am Weltjugendtag teilgenommen. Die Bevölkerung vor Ort war den Gästen aus aller Welt gegenüber aufgeschlossen und liebenswürdig.“

**IBA:** Im Zusammenhang mit der Soldatenwallfahrt nach Lourdes haben Sie betont, dass viele Teilnehmer, auch solche, die nicht getauft oder religiös waren, gesagt haben, dass die Wallfahrt etwas in ihnen ausgelöst hat und sie mit einem besseren Gefühl gegangen sind als sie gekommen sind. Konnten Sie Ähnliches bei den jugendlichen Pilgern aus der Diözese feststellen, mit denen Sie beim Weltjugendtag zusammen getroffen sind?

**Bischof Mixa:** „Ich kann mit Sicherheit sagen, dass das der Fall ist. Diözesanjugendpfarrer Florian Wörner und BDKJ-Präses Simon Rapp, die die Gruppe aus unserer Diözese nach Sydney begleitet haben und auch jetzt noch bei einer Anschlussreise mit den Jugendlichen in Australien unterwegs sind, haben mir von dort aus berichtet, dass bei den Jugendlichen noch immer, nachdem die Gottesdienste und Katechesen des Weltjugendtages vorbei sind, großes Interesse besteht, sich mit religiösen Themen auseinanderzusetzen und sich untereinander, aber auch mit den Seelsorgern auszutauschen. Während meiner Begegnung mit der Gruppe herrschte große Aufgeschlossenheit, es gab bei den Jugendlichen keine Ängste oder Hemmungen, etwas anzusprechen. Wir konnten freimütig über alle Fragen sprechen. Ich freue mich auch, dass es einer Gruppe von Soldatinnen und Soldaten ermöglicht werden konnte, am Weltjugendtag teilzunehmen. Auch für diese Gruppe habe ich eine Katechese gehalten.“

**IBA:** Was konnten Sie für sich selbst von der Reise zum Weltjugendtag mitnehmen?

**Bischof Mixa:** „Ich nehme für mich vom Weltjugendtag die Fragestellungen der Jugendlichen an die Kirche mit und wie der Glaube ihnen eine Lebenshilfe sein kann. Damit beschäftige ich mich gern. Denn dadurch bleibe ich nah an den Fragestellungen, die für die junge Generation Bedeutung haben und kann mich über das Gedankengut unserer Zeit informieren. Natürlich bekomme ich dabei auch Anregungen für die Predigt. Die älteren Generationen sollten sich ungeniert dem Gespräch mit jungen Menschen über Lebens- und Glaubensfragen stellen. Jung und Alt müssen wieder mehr mit einander sprechen und nicht übereinander.“

(Bischöfliche Pressestelle Augsburg, 23.07.2008)

## „Frieden ist nicht nur zu verstehen als Abwesenheit von Krieg“

Walter Mixa

Ansprache anlässlich des feierlichen Gelöbnisses des  
I. Bataillon / Luftwaffenausbildungsregiment am 11. Dezember 2008 in Mengen

Sehr geehrter Herr Bürgermeister Bubeck,  
sehr geehrter Herr Oberstleutnant Reiland,  
verehrte Angehörige und Gäste, Soldatinnen und Soldaten des I. Bataillons des Luft-  
waffenausbildungsregiments!  
Liebe Rekruten!

Etwa 600 Soldatinnen und Soldaten werden heute hier in der Stadt Mengen ihr Feierliches Gelöbnis ablegen. Ich freue mich, dass ich bei einem so wichtigen Bekenntnis junger Menschen für eine wichtige und wertvolle Aufgabe dabei sein kann; und ganz besonders freue ich mich, dass ich die Ehre habe, heute zu Ihnen zu sprechen.



*Militärbischof Dr. Walter Mixa bei seiner Ansprache*

Wenn Sie, liebe Soldatinnen und Soldaten, heute das feierliche Gelöbnis sprechen, legen Sie vor der Öffentlichkeit ein Versprechen ab. Mit diesem Versprechen nehmen Sie sich selbst in die Pflicht und bekunden öffentlich die innere, moralische Zustimmung zu den Pflichten, die der Dienstherr Ihnen auferlegt.

Die hohe Zahl an Angehörigen und Freunden, die sich zum Teil mit langer Anreise auf den Weg gemacht haben, um heute diesem Ereignis beizuwohnen, zeigt, dass dieses offene Bekenntnis zur Übernahme staatsbürgerlicher Pflichten nicht nur Sie allein betrifft. Es greift auch tief in Ihr privates und öffentliches Umfeld ein. Es erfreut mich daher besonders, dass Ihr Gelöbnis derart großen Anklang bei Ihren Familien und der Öffentlichkeit von Mengen findet.

Hier am Rednerpult bestätigt sich eindrucksvoll für mich, was Herr Oberstleutnant Reiland mir zuvor bereits mitgeteilt hat: Mengen fühlt sich seiner Soldaten überaus herzlich verbunden und steht für ein positives Zusammenleben zwischen Soldaten und Zivilgesellschaft ein.

Es ist mir wichtig, dieses Ereignis zu unterstützen, weil es hier in Mengen öffentlich und in Mitten des täglichen Lebens unserer Gesellschaft begangen wird.

Das Einbetten dieses Vorgangs in das öffentliche Leben verhindert, dass sich soldatisches Denken und Leben vom gesamtgesellschaftlichen Geschehen abkoppeln. Dazu gehört auch der Erhalt des öffentlichen Interesses an der Bundeswehr und an den politischen Entscheidungen, die ihre Einsätze bestimmen.

Sie, meine jungen Soldatinnen und Soldaten, sind natürlich die Hauptpersonen dieses feierlichen Appells, Sie haben es verdient, dass man sich um Sie bemüht, da Sie sich in wenigen Minuten durch Ihr feierliches Gelöbnis zu Ihren Pflichten gegenüber unserem Vaterland bekennen werden.

Aus diesem Anlass lohnt es sich schon einmal, innezuhalten und nachzudenken. – Es gibt nicht viele Momente im Leben, in denen uns unsere Pflichten und deren Folgen für unser Handeln so bewusst werden, wie angesichts eines solchen feierlichen Bekenntnisses.

Der Auftrag der Bundeswehr und damit ihr Dienst erfordern schon lange nicht mehr den Einsatz deutscher Streitkräfte ausschließlich auf dem deutschen Hoheitsgebiet. Etwa 7.000 Soldatinnen und Soldaten der Bundeswehr leisten mittlerweile Dienst in vielen Ländern dieser Erde, teilweise unter sehr schwierigen und auch sehr gefährlichen Bedingungen.

Unser Beitrag ist wichtig für Frieden, Sicherheit und Weiterentwicklung auf dieser Welt. Deutschland ist mittlerweile zu einem der größten militärischen Truppensteller im Auftrag der Vereinten Nationen geworden.

Frieden ist nicht nur zu verstehen als die Abwesenheit von Krieg. Die inzwischen mehr als 60 Jahre andauernde Friedenszeit in Deutschland bedeutet viel mehr:

Dieser Frieden bedeutet zum Beispiel das Recht auf freie Wahlen, eine ausreichende Wasserversorgung und Ernährung der Bevölkerung, Schulen und Kindergärten für die Kinder, ein festes Dach über dem Kopf, die Anerkennung und Gewährleistung von Recht

und Ordnung, sowie die Chance auf ein gleichberechtigtes Miteinander zwischen allen Gesellschaftsmitgliedern, um nur einige wesentliche Faktoren zu nennen. Hierfür lohnt es sich auch, Gefahren einzugehen, wenn es sein muss; es erfordert auch von einem Soldaten, unter Umständen sein Leben dafür einzusetzen.

In einer Zeit der Globalisierung können wir uns nicht nur auf Deutschland fixieren, wir müssen Abhängigkeiten erkennen und unsere Einsätze – nach sorgfältiger Abwägung – in die Gesamtzusammenhänge einbetten. Damit schaffen wir für die anderen Akteure Sicherheit und den Rahmen, dass diese für politische Stabilität und wirtschaftliche Entwicklung sorgen können.

Ihre Einbindung, meine lieben Rekruten, in die Gemeinschaft der Bundeswehr erfordert es auch, dass Sie sich bewusst mit den Einsätzen der Bundeswehr auseinandersetzen. Und diese Einsätze werden dann als besonders befriedigend empfunden, wenn man sieht, dass Unterstützung kein abstrakter Begriff, sondern Realität ist. Ich freue mich über Ihre Bereitschaft, Ihren Anteil an den Aufgaben und Verpflichtungen der Bundeswehr zu übernehmen.

Dabei ist es wichtig, dass Sie gerade mit Blick auf die Besonderheiten des militärischen Dienstes über eine enge und feste Bindung an die im Grundgesetz verankerten Normen und Werte verfügen. Sie müssen sich zur freiheitlichen demokratischen Grundordnung bekennen und sich aktiv für sie einsetzen. Das verlangt von Ihnen keine großartigen Gesten oder Aktionen. Wenn Sie dem gerecht werden, was menschlich und militärisch von Ihnen verlangt wird, haben Sie bereits einen wichtigen Teil erfüllt – die Pflicht zum treuen Dienen. Wichtig ist dabei insbesondere Ihr Umgang untereinander, der gegenseitige Respekt und Kameradschaft. Sie ist weit mehr als die Achtung der Würde des Kameraden, Rücksicht und Achtung fremder Anschauungen oder die Bereitschaft dem anderen beizustehen. Widmen Sie der Pflege dieser Kameradschaft, der Bildung einer Gemeinschaft, in der man sich gegenseitig trägt, hilft und schützt, die gehörige Aufmerksamkeit. In der Rückschau wird es das sein, was Ihnen wertvoll in Erinnerung bleiben wird.

In unserer heutigen Gesellschaft steht das Einfordern persönlicher Ansprüche häufig genug im Vordergrund. Hier haben Sie die Chance zu erfahren, wie Geben ohne zu Fordern als Grundidee einer Gemeinschaft einen ganz persönlichen Gewinn bedeutet, weil es Ihnen Anerkennung verschafft und Vertrauen bildet, das den Einzelnen trägt – auch wenn die Zeiten einmal schwer werden.

Rekruten des I. Bataillons!

Natürlich weiß ich, dass die Ableistung des Wehrdienstes von Ihnen persönliche Opfer fordert. Wehrdienst bedeutet Trennung vom bisherigen familiären Umfeld, von Zuhause, bedeutet Unterbrechung der beruflichen Qualifizierung und Weiterentwicklung, bedeutet den Verzicht auf ein gewisses Maß an privater Lebensqualität, bedeutet physische und mitunter psychische Herausforderungen.

Dies alles ist Ihnen, denke ich, bereits in den ersten Wochen Ihrer Grundausbildung bewusst geworden. Dieses sind jedoch auch Herausforderungen, die Ihnen auf Ihrem

weiteren Lebensweg weiterhelfen werden, sie werden zu einem prägenden Teil Ihres Lebens.

Liebe Rekruten,

ich danke Ihnen als Ihr katholischer Militärbischof für Ihre Bereitschaft, Dienst in unseren Streitkräften zu leisten. Für Ihren weiteren Lebensweg wünsche Ihnen viel Glück und vor allem Gottes Segen. Den heute mit angetretenen Ausbildern danke ich für eine menschliche Gestaltung der Grundausbildung. Auch Ihr Dienst ist ein wichtiger Beitrag für die Funktionsfähigkeit unserer Gesellschaft.

Verehrte Gäste, Ihnen danke ich noch einmal für Ihre Aufmerksamkeit und die Unterstützung unserer Soldaten.



Militärgeneralvikar Walter Wakenhut: Predigten



## ... auf Hoffnung hin sind wir gerettet<sup>1</sup>

Walter Wakenhut

Predigt beim Jahresempfang des Militärgeneralvikars für die Vertreter des organisierten Laienapostolates in der Katholischen Militärseelsorge am 12. Januar 2008

Schwestern und Brüder in Christus!

Der Jahresanfang bietet reichlich Gelegenheit zu tiefsinnigen und weniger tiefsinnigen Überlegungen. Die Frage „Wie wird es weiter gehen?“ haben sie aber alle gemeinsam. Und da ist halt trotz eines immer wieder behaupteten Optimismus eine allgemeine Skepsis zu verspüren, so nach dem Prinzip „Es kann nur besser werden“. In seinem Leitartikel in der SZ von Silvester gibt Matthias Dobrinski zu diesem gezwungenen und gekünstelten Optimismus, der sich in Dauergrinsen äußert, seine zugegebenermaßen boshaften Anmerkungen:

*Der gegenwärtige allgemeine Zwang zur guten Laune und zum Optimismus gehört zu den Pestilenzen (Seuchen) unserer Zeit. Das Leben hat super zu sein; traurig zu sein, sich dem Dauergrinsen zu entziehen, ist geradezu ein Verstoß gegen die guten Sitten. Dass die Depression zur Volkskrankheit wird, hat auch mit dieser kollektiven Unfähigkeit zum Traurigsein zu tun: Hinterm Dauerlächeln gähnt irgendwann die Leere.*

Man traut niemandem – am wenigstens den Politikern und ihren Versprechungen. Man schaut zuerst auf das Negative, den Fehler des anderen, und ist mit der eigenen Situation in Beruf und Privatleben unzufrieden.

Als Soldaten fragen sie natürlich auch, wie geht es im Kosovo, wie geht es in Afghanistan weiter? Welche Einsätze und Anforderungen im Zuge der Transformation kommen noch auf uns zu?

Wir erleben, betrachten, reflektieren das alles als Christen, als Menschen, die ihr Christsein bewusst leben wollen.

Spe salvi – auf Hoffnung hin sind wir gerettet. Mit diesem Zitat aus dem Römerbrief des Apostels Paulus beginnt Benedikt der XVI seine zu Beginn des Kirchenjahres erschiene neue Enzyklika. Er bezieht sich sehr bewusst auf den Apostel Paulus und damit auf das Zeugnis der Urkirche. Die Situation der Gemeinden von damals war – rein äußerlich betrachtet – in keiner Weise rosig. Die Bedrohung von außen durch Verleumdung und Verfolgung korrespondierte mit inneren Streitigkeiten über die rechte Lehre und den richtigen Weg. In den Gegensatzpaaren „Licht – Finsternis“, „Freiheit – Gesetz“ oder „Gott – Welt“ wird deutlich, wie diese Gemeinden innerlich gespalten und hin- und hergerissen waren. Und doch hatten sie eine Hoffnung und Zukunft und das war ihre Kraft nicht nur zum Überleben, sondern zum Leben, zum Leben in der Fülle.

1 Vgl. SPE SALVI – Enzyklika von Papst Benedikt XVI vom 30.11.2007

„Gegenwart,“ so der Papst, „auch mühsame Gegenwart kann gelebt und angenommen werden, wenn sie auf ein Ziel zuführt und wenn wir dieses Zieles gewiss sein können; wenn dieses Ziel so groß ist, dass es die Anstrengung des Weges rechtfertigt.“<sup>2</sup> Grund dafür ist die Hoffnung, die uns eine lebenswerte Zukunft garantiert. Und so brauchen die Christen auch nicht traurig zu sein, wie die anderen, die keine Hoffnung haben.<sup>3</sup>

„Auch hier erscheint es als das Unterscheidende der Christen, dass sie Zukunft haben: Nicht als ob die Einzelnen wüssten, was ihnen bevorsteht; wohl aber wissen sie im ganzen, dass ihr Leben nicht ins Leere läuft. Erst wenn die Zukunft als positive Realität gewiss wird, wird auch die Gegenwart lebbar. ... Das Christentum war nicht nur eine gute Nachricht, ... es ist eine Mitteilung, die Tatsachen wirkt und Leben verändert. Die dunkle Tür der Zeit, der Zukunft, ist aufgesprengt. Wer Hoffnung hat, lebt anders; ihm ist neues Leben geschenkt worden.“<sup>4</sup>

Wer Hoffnung hat, lebt anders?

Wie kann dieses andere Leben ausschauen? Was ist die Gestalt der christlichen Hoffnung?

Diese Hoffnung ist nicht da wie eine Maschine und wird auch so nicht funktionieren. Sie ist vielmehr Appell an unsere Freiheit. Freiheit freilich braucht Überzeugung. Überzeugung ist nicht von selbst da, sondern muss immer neu gewonnen werden – als gemeinsame Überzeugung. Freilich liegt es bereits in dieser Freiheit, dass es nie ein endgültig eingerichtetes Reich des Guten in dieser Welt geben wird, das schafft keine Politik, das schafft keine Wissenschaft und schon gar nicht die Wirtschaft.

Denn erlöst wird der Mensch durch die Liebe. Er braucht die unbedingte Liebe. Er braucht jene Gewissheit, die ihn sagen lässt – und wir hören wieder den Apostel Paulus:

„Denn ich bin gewiss: Weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Gewalten der Höhe oder Tiefe noch irgendeine andere Kreatur können uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn.“<sup>5</sup>

In diesem Sinn ist Gott allein der Grund unserer Hoffnung, der Gott, der uns liebt bis zum Ende, bis zur Vollendung. Wer von dieser Liebe berührt wird, fängt an zu verstehen, was das eigentlich ist: Leben, Leben in Fülle. Leben aber habe ich nicht für mich allein und nur aus mir heraus. Leben ist immer Beziehung. Und das Leben in der Ganzheit ist Beziehung zu Gott in seinem Sohn Jesus Christus, der sich für uns alle hingegeben hat. Das Mitsein mit Jesus Christus nimmt uns in dieses „für alle“ hinein, macht es zu unserer eigenen Daseinsweise. Es verpflichtet uns dazusein für die anderen, denn ihm begegnen wir in unseren Schwestern und Brüdern.

Aus der Liebe zu Gott folgt logischerweise die Teilnahme an Gottes Gerechtigkeit und Güte. Wir feiern an diesem Abend das Fest der Taufe Jesu. In dem Bericht des Matthäus

---

2 SPE SALVI 1.

3 1 Thessalonicher 4,13

4 SPE SALVI 2.

5 Römer 8,38f

über dieses Ereignis sagt Jesus zum Täufer Johannes, der zögert ihn zu taufen. *Lass es nur zu! Denn nur so können wir die Gerechtigkeit (die Gott fordert) ganz erfüllen.*<sup>6</sup> Und weil das so geschieht, ist Jesus Gottes geliebter Sohn, an dem er sein Gefallen gefunden hat.

Wie schaut das konkret aus. Papst Benedikt zitiert in seiner Enzyklika den heiligen Augustinus. Hören wir ihm zu:

*Unruhestifter zurechtweisen, Kleinmütige trösten, sich der Schwachen annehmen, Gegner widerlegen, sich vor Nachstellern hüten, Ungebildete lehren, Träge wachrütteln, Händelsucher zurückhalten, Eingebildeten den rechten Platz anweisen, Verzagte ermutigen, Streitende besänftigen, Armen helfen, Unterdrückte befreien, Guten Anerkennung zeigen, Böse ertragen und alle lieben.*<sup>7</sup>

Wir dürfen hoffen, weil Gott uns zuerst geliebt hat und immer lieben wird. In seinem Sohn ist diese Liebe greifbar und verstehbar geworden. Sie zeigt sich im alltäglichen Tun, hier gilt es die ganze Gerechtigkeit zu erfüllen. Dann sind auch wir Gottes geliebte Töchter und Söhne, an denen er sein Wohlgefallen gefunden hat. Und als solche dürfen wir mutig Zeugnis ablegen für unsere Hoffnung, denn sie ist die treibende Kraft in unserem Leben.

---

6 Matthäus 3,15

7 SPE SALVI 29 (Augustinus Sermo 340)

## Wenn aber jener kommt, der Geist der Wahrheit, wird er euch in die ganze Wahrheit führen.

Walter Wakenhut

Predigt beim Katholikentag in Osnabrück am 23.05.08

Schwestern und Brüder, Soldatinnen und Soldaten,

die Vielfalt der Informationen, die täglich auf uns einströmt und die sich in uns und um uns aufhäuft, ist erdrückend. Wichtiges vom weniger Wichtigem oder gar Unwichtigen zu unterscheiden, fällt immer schwerer. Die Gefahr, sich in diesem Labyrinth zu verlaufen, ist groß und damit auch die, im Chaos der modernen Welt unterzugehen.

Wir nehmen als Christen selbstverständlich teil an der modernen Informations- und Kommunikationstechnik und nutzen sie. Für uns stellt sich aber die Frage: Was ist da real, was nur virtuell? Was ist richtig und was ist falsch? Was ist Wahrheit und was ist pure Lüge? Und weiter: Liegt das Heil wirklich allein in der modernen Technik? Ist die virtuelle Welt des Bildschirms das Ein und Alles oder gibt es nicht doch etwas mehr? Was suchen die Menschen, die jungen Menschen, die sich einen Großteil ihrer Zeit vor dem Bildschirm tummeln oder auch dahinter verstecken?

Dahinter verbirgt sich die Frage nach der eigentlichen Wirklichkeit, im letzten die Frage nach der Wahrheit dieser Welt, die sich zu allen Zeiten und immer wieder stellt.

„Was ist Wahrheit?“ Auf diese Frage gibt Jesus im Verhör bei Pilatus keine Antwort. Er schweigt. Diese Frage ist aber wichtiges, ja fast bestimmendes Thema in der großen Abschiedsrede Jesu an seine Jünger.

ER sendet ihnen den Geist der Wahrheit, der sie, die Jünger, in die ganze Wahrheit einführen wird. Und er selbst ist der Weg, die Wahrheit und das Leben. Die Wahrheit in dieser Welt ist unbedingt und notwendig an Jesus, das Mensch gewordene Wort Gottes, gebunden. Ohne Gott als objektive Vorgabe gibt es keine verbindliche Wahrheit, denn Gott selbst ist die Wahrheit. In der Wahrheit leben, in der Wahrheit sein, heißt also in der Welt Gottes sein, in der Welt also, wie Gott sie einmal gewollt hat, und es heißt, die Welt mit den Augen Gottes zu betrachten.

Da steht der ursprüngliche Wille Gottes, der im biblischen Schöpfungsbericht in dem schon fast stereotypen „Und Gott sah, dass es gut war“ seinen Ausdruck findet.

Die Welt, wie Gott sie „gemacht“ hat, ist eine in sich harmonische Welt, in der alle und jedes seinen Platz hat. Es ist die Welt des Friedens, in der alles seine Ordnung hat. Der Schöpfungshymnus am Anfang der Heiligen Schrift schildert uns anschaulich, wie Gott in sieben Tagen aus dem Chaos, dem Tohuwabohu, den Kosmos, seine Welt schafft. Der Mensch mit seinem freien Willen ist es dann, der diese Welt durcheinander



*Am Stand der Katholischen Militärseelsorge auf dem Katholikentag in Osnabrück 2008*

bringt, der nicht mehr denkt, was Gott denkt, sondern seinen eigenen Vorstellungen nachgeht.

Die Bibel schildert uns in vielen Bildern und Berichten die Eigenwilligkeit des Menschen, angefangen vom Brudermord Kains an Abel, über den Turmbau zu Babel bis hin zum Ungehorsam des Volkes Israel. Am Ende all dieser Geschichten steht das Scheitern des Menschen, der sich von Gott entfernt und, sobald ihm das schmerzlich bewusst wird, erfährt, dass diese Gottesferne in das Alleingelassensein führt. Das eigene Leben wie das Leben in der Gesellschaft, im Staat wird ohne Gott komplizierter, eingeengt auf die kurze Spanne zwischen Geburt und Tod.

Wir leben in einer Welt, die sich trotz aller neuer Religiosität immer weiter von Gott und Gottes Ordnung entfernt. Die Scheu, um nicht zu sagen den Unwillen, Gott in einer europäischen Verfassung nur zu nennen, die Missachtung christlicher Werte in der Gesetzgebung unseres eigenen Staates, der Kampf um den Religionsunterricht und viele andere große und kleine Ereignisse zeugen von der Marginalisierung des christlichen Glaubens in Staat und Gesellschaft. Sie, die Soldatinnen und Soldaten, sind weltweit im Einsatz für den Frieden und die Freiheit, für Gerechtigkeit und Wohlergehen der Völker und Menschen. Sie müssen das tun, weil sich die Menschen voneinander und von Gott entfremdet haben, weil Hass gepredigt wird, wo Solidarität angesagt ist, weil nur der eigene Vorteil gesehen wird, wenn es um die elementaren Bedürfnisse eines anderen geht usw. Allenthalben sind Sie, sind wir alle, mit Unmenschlichkeit, Zerstörungswut



und Unversöhnlichkeit konfrontiert.

Selbstmitleid, Jammern und Klagen führen aber nicht weiter. „Du führst mich hinaus ins Weite“. Das ist das Motto dieses Katholikentags aus dem 23.Psalm. „Du führst mich hinaus ins Weite, Du machst meine Finsternis hell.“

Schauen wir wirklich hinaus in die Weite einer

Zukunft, die Gott uns Menschen von Anfang an gegeben hat und die er uns in Jesus Christus noch einmal, ein für allemal und endgültig, angeboten hat. Folgen wir dem auferstandenen Herrn, der für uns der Weg, die Wahrheit und das Leben ist. Und lassen wir uns nicht anstecken von der sich breit machenden Selbstgenügsamkeit und der damit verbundenen Trägheit.

Die Tage des gemeinsam gelebten und erlebten Glaubens hier in Osnabrück können und sollen uns die Kraft geben, in dieser Welt nicht nur zu leben, sondern sie zu gestalten. Greifen wir wieder aktiv ein in den Wettkampf dieser Welt, auch dann, wenn uns die Luft auszugehen droht und die Kondition mangelt. Gutes Training – gerade auch im Glauben – kann da viel ausgleichen.

Lassen wir uns Trost und Mut machen durch die Gemeinde der Jünger in Jerusalem. Diese Frauen und Männer waren nach dem Tod Jesu am Kreuz mutlos und verzagt, ihnen ist alles zuviel geworden, sie wollten von dem allem nichts mehr wissen, so sehr sie auch das Geschehene bewegte und umtrieb. Und dann ist es Jesus, der zu ihnen kommt, obwohl Tür und Fenster – und wohl auch Herz, Sinn und Verstand – verschlossen sind. Der Auferstandene ist es, der in ihre Mitte tritt, ihnen den Frieden schenkt. „Der Friede sei mit euch.“ Das ist der stereotype Gruß. Aus Angst wird Mut, aus Verzagtheit und Kleinglauben wachsen Glaube und Zuversicht. Ihr Leben wird transformiert, von Grund auf erneuert.

Der Friede sei mit euch! Das ist die Zusage und die Verheißung Jesu, die damals wie heute gilt. Dieser Friede gründet in der Wahrheit, die Gott selbst ist und die er uns in seinem Sohn geoffenbart hat. Sein Geist ist es, der uns in diese ganze Wahrheit einführt.

Lassen wir uns von diesem Geist der Wahrheit erfüllen, dienen wir dem Frieden, den Gott selbst uns schenkt. Machen wir uns so gestärkt auf in die Weite dieser Welt, zu all den Menschen, die da auf uns warten.

## Als Jesus die vielen Menschen sah, hatte er Mitleid mit ihnen

Walter Wakenhut

Predigt beim Gedenkgottesdienst aus Anlass der 25. Todestages von  
Oberst Dr. Helmut Korn in Fulda am 20.06.08

Schwestern und Brüder!

Was mich an der Gestalt und der Person Jesu immer wieder fasziniert ist seine Art mit den Menschen umzugehen. So auch in dem gerade gehörten Evangelium: Als Jesus die vielen Menschen sah, hatte er Mitleid mit ihnen.

Mitleid ist keine Wehleidigkeit, es ist das sich Hineindenken, Hineinfühlen in den andern. Es ist das, wenn ich ihn ganz verstehe, ganz ernst nehme in seiner jeweiligen Situation, ihn kenne mit seiner Freude und seinem Leid, mit seinen Schwierigkeiten und Eigenheiten.

Dieses Mitleid setzt kein Studium, keine Psychologie voraus, es geht um Menschenwürde und Menschenrecht, es geht darum, dass ich ein echtes Interesse am anderen habe.

Militärseelsorge versteht sich als Kirche unter den Soldaten. Es geht um die Männer und Frauen, die – um es mit den bekannten Worten des Konzils zu sagen – ihren Dienst als Diener der Sicherheit und Freiheit der Völker verrichten und damit wirklich und wahrhaft zur Sicherung und Festigung des Friedens beitragen. Und sie, die Soldatinnen und Soldaten, tun das jetzt überall in der weiten Welt, – dort, wo sie unser demokratischer Staat durch das von uns gewählte Parlament hinschickt.

Der Soldat ist gezwungen, diesen seinen Dienst mit der Waffe zu verrichten. Er ist Kämpfer.

Für einen Christen, der sich ja zunächst der Gewaltlosigkeit verpflichtet weiß, ist dieser Beruf Herausforderung und Aufgabe. Für die Kirche ist es deshalb auch Verpflichtung, sich diesem Dienst in besonderer Weise seelsorgerlich zuzuwenden. Als Militärseelsorger und Militärseelsorgerinnen tun wir das im Auftrag der Kirche. Militärseelsorge ist und bleibt immer ein integrativer Teil des gesamtseelsorgerlichen Auftrags unserer Kirche. In diesem Sinn ist Militärseelsorge auch keine Sonderseelsorge, in der nur Spezialisten tätig sein können, sondern sie versteht sich ganz im Sinne Jesu, der zu seinen Jüngern sagt: Die Ernte ist groß. Bittet daher den Herrn der Ernte, Arbeiter für seine Ernte auszusenden.

Sicher das Feld, das es für uns, die Militärseelsorger, zu bestellen und abzuernten gilt, ist von besonderer Art. Und es ist durchaus notwendig da genauer hinzuschauen.

Als 1956 die Militärseelsorge in der Bundeswehr eingerichtet wurde, geschah das in einem damals doch noch sehr selbstverständlichen christlichen Milieu. Der Soldat, nur den gab es damals, gehörte einer der großen Kirchen an, viele davon sogar sehr aktiv.



*Militärgeneralvikar Apostolischer Protonotar Walter Wakenhut bei einer Predigt*

Oberst Korn, an den wir uns in diesem Gottesdienst in besonderer Weise erinnern, ist dafür das beste Beispiel. Aus dem katholischen Milieu kommend war es für ihn klar: Auch als Soldat bin und bleibe ich Katholik. Ja noch mehr, er wollte, dass sein Christsein sein Soldatsein bestimme und nicht umgekehrt. Für diese Überzeugung galt es Flagge zu zeigen und als Christ galt es Verantwortung zu übernehmen. Er selbst sagte – man kann es im Kompass nachlesen: Wir wollten und wollen Kirche, Christen und Soldaten sein, christkatholische Soldaten.

Der Königsteiner Offizierkreis und die daraus entstandene Gemeinschaft Katholischer Soldaten, unsere GKS, sind Früchte seiner Arbeit. Konzil und Würzburger Synode waren der Rahmen, in dem das alles möglich wurde. Papst Johannes XXIII. hatte Tor und Tür der Kirche zu Welt ganz weit aufgemacht. Freilich drang durch die offenen Türen – und eigentlich ist das selbstverständlich – auch der Zeitgeist in die Kirche ein, und mit dem hat sie bis heute zu kämpfen. „Kirche in der Welt von heute“ sein, das ist die Aufgabe, die Herausforderung, der sich jetzt keiner mehr entziehen kann. Oberst Dr. Korn hat das vorausschauend, fast möchte ich sagen prophetisch umgesetzt, in dem er überzeugte katholische Soldaten um sich versammelte zum Zeugnis für die anderen, aber nicht nur das, sondern um Kameraden für die Sache Jesu zu begeistern und so – ganz im Sinn der Inneren Führung – das ethische Fundament des Soldatenberufs zu stärken. Frieden, Freiheit, Gerechtigkeit sind halt nicht nur Ziele der Politik, sondern Grundlagen unseres Christseins und unserer christlich-abendländischen Kultur. Als Christen sind wir diesen Zielen verpflichtet.

Bundeswehr und damit auch die Militärseelsorge sind jetzt gut fünfzig Jahre alt. Die Zeit ist nicht stehen geblieben, die Gesellschaft hat sich weiter entwickelt, der Zeitgeist

hat sich verändert. Es gibt kein einheitliches christliches Milieu (so es dieses jemals so gegeben hat) mehr. Von den vielen Milieus, von denen die Sozialwissenschaftler reden, sind die wenigstens mit unserem Christsein kompatibel. Als Christen werden wir zusehends eine Minderheit, das ist eine Tatsache und bedarf jetzt keiner weiteren Entfaltung.

All das sollten wir aber nicht über uns ergehen lassen wie einen Regenguss. Oberst Korn und seine Gefährten zeigen uns, wie es gehen kann. Sie haben ihr Christsein nicht unter den Scheffel gestellt, sondern auf den Leuchter, damit es allen im Hause leuchte. Sie wollten und brauchten sich nicht zu verstecken, weil sie etwas zu sagen hatten, weil sie Werte zu vermitteln hatten, von denen sie nicht nur redeten, sondern die sie lebten.

Wir als Militärseelsorger, sie als katholische Soldaten und Soldatinnen, haben die Möglichkeit, in unserer Bundeswehr Menschen, Frauen und Männern, jüngeren und älteren, aus all den verschiedenen Milieus zu begegnen. Gerade die Erfahrung unserer Seelsorger in den Einsätzen zeigt uns, dass es immer wieder suchende und fragende Menschen gibt, die sich nicht vordergründig mit schnellen Antworten zufrieden geben, die nicht nur ihre Neugier befriedigen wollen, sondern die bleibende Orientierung und einen tragenden Sinn für ihr Leben suchen im Anblick des in den Einsatzländern – gerade auch in Afghanistan – augenfälligen Elends, des Hasses und der Hoffnungslosigkeit.

Als Christen wissen wir, dass es auch anders geht. Und das Evangelium macht uns dazu Mut.

Jesus sendet seine Jünger aus mit den Worten und der Vollmacht:

Geht und verkündet: Das Himmelreich ist nahe.

Heilt Kranke, weckt Tote auf, macht Aussätzige rein, treibt Dämonen aus!

Sicher, damit können wir jetzt keinen klassischen Befehl erstellen; denn dazu geht sehr viel ab, was wir zum Umsetzen brauchen. Und Jesus will das auch gar nicht, denn er fordert die Seinen noch mehr heraus:

Umsonst habt ihr empfangen, umsonst sollt ihr geben.

Nehmt keine Vorrats tasche mit auf den Weg, kein zweites Hemd, keine Schuhe, keinen Wanderstab; denn wer arbeitet, hat ein Recht auf seinen Unterhalt.

In dieser Konzentration tun wir uns mit solchen Worten schwer, betrachten wir sie aber einmal ohne Verkrampfung und ohne hohe exegetische Ansprüche.

Jesus lädt uns schlicht und einfach ein, Mitleid zu haben, barmherzig zu sein wie er es gewesen ist. Nehmen wir wie Jesus die Menschen ernst, sehen wir sie mit ihren Sehnsüchten und Hoffnungen, aber auch in ihrem Unglauben und in ihrer Hoffnungslosigkeit. Und haben wir vor allem dann auch den Mut hinzugehen, unseren Glauben, unsere Hoffnung und unsere Liebe zu zeigen, den Frieden zu bringen, den allein Gott uns geben kann.

Als Jesus die vielen Menschen sah, hatte er Mitleid mit ihnen; denn sie waren müde und erschöpft wie Schafe, die keinen Hirten haben.



Friedensethische Reflexionen



## Das Menschenbild des politischen Realismus'

Matthias Gillner

### Kritische Anmerkungen aus ethischer Perspektive

Jeder philosophischen Ethik liegt ein bestimmtes Menschenbild zugrunde. Ohne basale anthropologische Annahmen können die ethischen Probleme nicht gelöst werden. Dieses Wissen bringt der Königsberger Philosoph Immanuel Kant in der relationalen Abhängigkeit der grundlegenden moralischen Frage ‚Was soll ich tun?‘ von der anthropologischen Frage ‚Was ist der Mensch?‘<sup>1</sup> zum Ausdruck. Das Abhängigkeitsverhältnis können selbst jene Konzeptionen nicht bestreiten, die explizit auf weitgehende anthropologische Reflexionen verzichten. Denn die Vorstellungen vom Menschen haben einen unmittelbaren Einfluss auf die Ausgestaltung einer ethischen Theorie. Ob das „Wesen“ des Menschen als prinzipiell eher gut oder schlecht/böse bestimmt, ob die natürliche Veranlagung oder die kulturelle Ausformung hervorgehoben, ob die genetische Veranlagung oder die pädagogische Formbarkeit betont, ob das „Geistige“ auf das bloß Biologische und Physikalische zurückgeführt (der Mensch ist nicht mehr als ein Tier unter anderen) oder auf eine Irreduzibilität des „Geistigen“ bestanden wird (der Mensch verfügt über eine spezifische Würde)<sup>2</sup>, solche anthropologische Einschätzungen wirken sich auf die Konzeption einer jeden Ethik aus. Insofern sollte eine wissenschaftlich fundierte Moralthorie sich stets Rechenschaft darüber ablegen, welches Bild vom Menschen ihr zugrunde liegt; mehr noch: Sie hat die Pflicht, die anthropologischen Voraussetzungen ihrer Konzeption transparent zu machen.

Eine konstitutive Bedeutung des Menschenbildes kommt auch den Bereichsethiken und den korrespondierenden Fachtheorien zu: der Rechtsethik wie der Rechtstheorie, der Wirtschaftsethik wie der Wirtschaftstheorie. Auch die politische Ethik und die politische Theorie werden stets durch eine philosophische Anthropologie fundiert, selbst wenn die entsprechenden Prämissen nicht immer in der gewünschten Weise expliziert werden. So liegt auch dem „politischen Realismus“ als einer „Theorie internationaler Politik“ ein bestimmtes anthropologisches Leitbild zugrunde. Einer der wissenschaftlichen „Gründungsväter“, Hans J. Morgenthau, erhob sogar den Anspruch, eine politische Theorie zu entwickeln, die auf Einsichten über das „wahre“ Wesen des Menschen beruhe.

1 Vgl. *Kant* (1968), Logik A 26.

2 Vgl. dazu den Beitrag von *Stümke* in diesem Band.

## I. Das anthropologische Fundament des politischen Realismus'

Der Begriff „politischer Realismus“ bezeichnet eine variantenreiche Bandbreite politikwissenschaftlicher Theorien, die gemeinsam davon ausgehen, dass Politik im Unterschied zum Recht und zur Ökonomie von der Eigengesetzlichkeit des Machtprinzips bestimmt wird. Macht sei die entscheidende Kategorie der Politik: Erst die Macht mache die Politik zur Politik. Auch die internationale Politik sei ein permanenter Kampf um die Macht, Macht das zentrale nationale Interesse. Die konkreten Interessen des Staates könnten sich wandeln, müssten aber immer der Macht dienen. Die innere Verfassung sei unbedeutend, die letzten Ziele unwichtig. Für Morgenthau bleibt das unmittelbare Ziel der internationalen Politik stets die Macht: „Woodrow Wilson wollte die Welt für die Demokratie gewinnen, die Nazis wollten Osteuropa für die deutsche Kolonisierung erschließen, Europa beherrschen und die Welt erobern. Alle bedienten sich der Macht, um diese Ziele zu erreichen, alle beteiligten sich daher am Spiel der internationalen Politik.“<sup>3</sup> Das politische Handeln der Staaten müsse die Gesetze dieses Machtkampfes anerkennen und dürfe sich nicht nach anderen Maßstäben orientieren. Den Staaten könne es in den internationalen Beziehungen nur darum gehen, Macht zu erhalten, Macht zu vermehren oder Macht zu demonstrieren.

Diese Machtpolitik spielt sich für den politischen Realismus auf dem Hintergrund eines Staatensystems ohne Entscheidungs- und Sanktionsgewalt ab. Insofern kein Staat in der Lage sei, durch Akkumulation von Macht eine umfassende weltweite imperiale Macht auszuüben, könne das daraus resultierende Sicherheitsdilemma nicht aufgelöst werden. Friede sei daher nicht mehr als die Abwesenheit von Krieg; Sicherheit könne nur durch Aufrüstung oder durch ein Abschreckungsgleichgewicht garantiert werden.

Das Wesen des Politischen erschließt sich für den klassischen politischen Realismus aus der Natur des Menschen. Die Gesetzmäßigkeiten staatlicher Politik ließen sich nur in Analogie zur Natur menschlichen Handelns gewinnen. Im Gegensatz zu idealistischen Bestimmungen des Menschen vertritt der politische Realismus ein eher pessimistisches Menschenbild. Es gelte, den Menschen nüchtern wahrzunehmen und seine wirklichen Handlungsmotive schonungslos offen zu legen. Und die Erfahrung zeige, dass er selten altruistisch handle, sondern sich hauptsächlich am Eigennutz orientiere. Zwar sei er durchaus vernunftbegabt, vor allem aber triebgesteuert. Für Morgenthau bestimmen zwei Triebkräfte den Menschen zu allen Zeiten und an allen Orten: der Selbsterhaltungs- und der Machttrieb. Der Kampf um das Überleben und um die Macht stelle eine unwiderlegliche Erfahrungstatsache dar und die moralischen Ressourcen des Menschen seien nicht stark genug, den „animus dominandi“ im Zaum zu halten, die wesentlichen biopsychologischen Triebkräfte zu bändigen.

---

3 Vgl. *Morgenthau* (1963), S. 69f.

Mit dieser Vorstellung von der Natur des Menschen berufen sich die politischen Realisten auf eine lange Tradition der politischen Philosophie: auf den griechischen Geschichtsschreiber Thukydides (460-400 v.Chr.), der im Melierdialog seiner „Geschichte des Peloponnesischen Krieges“ Politik als Anwendung von Macht und Gewalt im Dienste der eigenen Interessen definierte, und auf den römischen Historiker Tacitus (55-116), der in den „Annalen“ sein Augenmerk auf die dunkle Seite der Politik richtete, auf den italienischen Schriftsteller Niccolò Machiavelli (1469-1527), der in „Il Principe“ die mittelalterliche Vorstellung des den christlichen Tugenden verpflichteten Herrschers verwarf und eine von moralischen Normen losgelöste Machtpolitik rechtfertigte, und auf den deutschen Philosophen Friedrich Nietzsche (1844-1900), der dem Menschen einen unbändigen „Willen zur Macht“ attestierte. Maßgeblich aber orientiert sich der politische Realismus an der Anthropologie des englischen Philosophen Thomas Hobbes (1588-1679). Denn kaum ein anderer politischer Denker hat eine so gründliche und systematische anthropologische Basis für seine Theorie ausgearbeitet. Von daher können die Auswirkungen der Hobbesschen Anthropologie für die „realistische Schule“ der internationalen Politik kaum überschätzt werden.

## II. Das Menschenbild von Thomas Hobbes

Beeindruckt durch die von den physikalischen Erkenntnissen Galileis revolutionierte Naturwissenschaft und geprägt von der Unrast und Ziellosigkeit der frühkapitalistischen englischen Gesellschaft versucht Thomas Hobbes die politische Philosophie mit Hilfe des aus den mathematischen Wissenschaften entlehnten Methodenideals völlig neu zu bestimmen, sie ‚more geometrico‘ zu analysieren. Gegenüber der mangelhaften Erkenntnisgewissheit der bisher vorherrschenden aristotelisch-scholastischen Tradition soll die neue mechanisch-physikalische Einheitsmethode wissenschaftlich objektives und empirisch gesichertes Wissen auf allen Ebenen der Philosophie produzieren.

Die methodischen Grundlagen seiner auf drei Teile angelegten Darstellung der gesamten Philosophie, der „Elementa Philosophia“, hat Hobbes in „De Corpore“ entwickelt. Die Theorie des physikalischen Körpers wird in „De homine“ auf den Menschen, in „De cive“ – und später vor allem im „Leviathan“ – auf den Staat und das gesellschaftliche Zusammenleben der Bürger angewendet.

Thomas Hobbes vertritt eine Philosophie des „dynamischen Materialismus“:<sup>4</sup> Alles, was auf dieser Welt existiert, ist Körper in ständiger, ruheloser Bewegung – auch der Mensch. Wegen seiner körperlichen Konstitution reagiert er auf äußere Veränderungen mit inneren Bewegungen, die Sinneseindrücke, Vorstellungen, Willensbildungen und Urteile erzeugen, die ihrerseits reflexartige Handlungen veranlassen. Alle kognitiven Pro-

---

4 Vgl. Kersting (1992).

zesse, emotiven Regungen und volitiven Strebungen lassen sich als physiologische Reaktion auf kausal verursachte äußere Bewegungen beschreiben. Es gibt keine mentale Eigenwirklichkeit. Die Psyche des Menschen wird materialistisch gedeutet. Der Mensch ist ein durch physikalische Bewegungsgesetze programmierter Automat, deren geistige Aktivitäten sich auf eine appetitive und eine aversive Bewegungsform reduzieren lassen: das Streben und das Vermeiden. Auch wenn die Menschen als individuelle „Bewegungsapparate“ Verschiedenes begehren und meiden, so gilt doch für alle das gleiche allgemeine Bewegungsgesetz: „Jeder verlangt das, was gut, und flieht das, was übel für ihn ist; vor allem flieht er das größte der natürlichen Übel, den Tod; und zwar in Folge einer natürlichen Notwendigkeit, nicht geringer als die, durch welche ein Stein zur Erde fällt.“<sup>5</sup>

Der Tod ist das „summum malum“, die Selbsterhaltung das primäre Gut. Dagegen ist das menschliche Streben nach einem höchsten Gut – wie noch bei Aristoteles und Thomas von Aquin – für Hobbes unmöglich. Glückseligkeit im Sinne eines Ruhezustandes kann es in einer materiellen Welt nicht geben. Als bewegter bedürftiger Körper begehrt der Mensch – gleich den Tieren – alles, was seiner Befriedigung zuträglich ist. Doch das Verlangen kann an keinen definitiven Endpunkt gelangen; über das erstrebte Objekt wird wieder hinausgegriffen, das erreichte Ziel ist immer nur eine weitere Etappe zur nächsten.

Die innere Dynamik des Menschen zur Befriedigung der Bedürfnisse kann sich für Thomas Hobbes nicht ohne zwischenmenschliche Konflikte entfalten. Denn die erstrebten Güter sind nur begrenzt vorhanden, die begehrten Ressourcen äußerst knapp. Daher stellen sich dem Menschen in dem jeweiligen Begehren andere in den Weg. „Am häufigsten wollen die Menschen einander verletzen, weil viele denselben Gegenstand zugleich begehren, der sehr oft weder gemeinsam genossen noch geteilt werden kann. Deshalb muss der Stärkste ihn haben; und wer der Stärkste ist, das muss durch das Schwert entschieden werden.“<sup>6</sup> Der Stärkste aber ist nach Thomas Hobbes derjenige, der über die umfangreichsten Mittel zur Erreichung der begehrten Güter, der über die größte Macht verfügt. Macht ist die Verfügungsgewalt über die Mittel zur Selbsterhaltung und zur Bedürfnisbefriedigung. Alles, was zur Realisierung der begehrten Güter tauglich ist, zählt für Hobbes zum Machtpotential des Menschen. Und dazu gehören sowohl die natürlichen geistigen und körperlichen Fähigkeiten wie Intelligenz und Beredsamkeit, Geschicklichkeit und Körperkraft, als auch die erworbenen materiellen Mittel und sozialen Beziehungen wie Vermögen und Besitztümer, Familie und Freunde.

Unter diesen Bedingungen ist das Streben nach Macht eine Grundkonstante menschlichen Lebens. Der um seine Selbsterhaltung besorgte und nach einem angenehmen Leben strebende Mensch muss sich um die Anhäufung der Machtmittel kümmern, da er bei der Bedürfnisbefriedigung in permanenten Konflikt mit anderen um die begehrten Güter gerät. „So halte ich an erster Stelle ein fortwährendes und rastloses Verlangen nach

---

5 *Hobbes* (1994), *Vom Bürger (De Cive)* Kap. 1, Abs. 7.

6 *Hobbes* (1994), *Vom Bürger (De Cive)* Kap. 1, Abs. 6.

immer neuer Macht für einen allgemeinen Trieb der gesamten Menschheit, der nur mit dem Tode endet. Und der Grund hierfür liegt nicht immer darin, dass sich ein Mensch einen größeren Genuss erhofft als den bereits erlangten, oder dass er mit einer bescheidenen Macht nicht zufrieden sein kann, sondern darin, dass er die gegenwärtige Macht und die Mittel zu einem angenehmen Leben ohne den Erwerb von zusätzlicher Macht nicht sicherstellen kann.“<sup>7</sup>

Das permanente Streben nach immer mehr Macht korrespondiert für Thomas Hobbes mit der Vernunft. Im Gegensatz zu den anderen Lebewesen ist der Mensch ein „vernünftiger Körper“, der nicht nur bedürftig, sondern auch zur Vorsorge in der Lage ist. Ein providentielles Wesen ist befähigt zur planenden Vorausschau, zur Antizipation von Folgen, zu präventivem Handeln; es ist imstande nicht nur die momentanen Bedürfnisse zu befriedigen, sondern auch langfristige Befriedigungsstrategien zu entwickeln. Es ist „Gegenstand menschlichen Verlangens (...), nicht nur einmal und zu einem bestimmten Zeitpunkt zu genießen, sondern sicherzustellen, dass seinem zukünftigen Verlangen nichts im Wege steht. Und deshalb gehen die willentlichen Handlungen und Neigungen aller Menschen nicht nur darauf aus, sich ein zufriedenes Leben zu verschaffen, sondern auch darauf, es zu sichern.“<sup>8</sup> Das Streben nach Macht ist zweckrational kalkuliert. Denn um seine zukünftige Bedürfnisbefriedigung vorab zu sichern, müssen die geeigneten Machtmittel maximiert werden, muss die Macht präventiv begehrt, muss Macht akkumuliert werden. Der Mensch ist qua Vernunft ein nach Macht strebendes Wesen.

Die Vernunft des Menschen ist für Thomas Hobbes auf technisches und strategisches Denken beschränkt. Wegen der physikalischen Determiniertheit der Vernunft können sich andere Rationalitätsformen nicht entwickeln. Die Menschen können sich wechselseitig gar nicht anders als instrumentell verhalten. Ebenso wie die dinghafte Welt werden auch die Menschen zur Verwirklichung der eigenen Interessen und Bedürfnisse benutzt. Weil eine mentale Eigenwirklichkeit bestritten wird, kann es auch keine moralische Vernunft im engeren Sinne geben, nach der die Menschen in ihrer Würde geachtet und ihre natürlichen Rechte respektiert werden sollen. Es gibt keine ethischen Werte und Gebote, es gibt nur menschliche Neigungen und Begierden, es gibt keine moralischen Motive, es gibt nur eigene Interessen, die auf die Bewegungsgesetze des Menschen zurückgeführt werden können. Angebliche ethische Phänomene müssen gemäß den anthropologischen Gegebenheiten physikalisch dechiffriert werden. „Die Positionen der traditionellen Moralphilosophie werden in seiner materialistischen Psychologie aufgelöst.“<sup>9</sup>

Die Anthropologie von Thomas Hobbes konstruiert ein extrem individualistisches Menschenbild, das auf seinen dynamischen Materialismus zurückzuführen ist. Außerhalb des atomistisch konstruierten Menschen gibt es nur Nützlichkeitsbeziehungen, die auf

---

7 Hobbes (1999), Kap. 11, S. 75.

8 Hobbes (1999), Kap. 11, S. 75.

9 Kersting (1992), S. 70.

am Eigeninteresse orientierten strategischen Überlegungen basieren. Gut ist daher alles, was dem Handelnden nutzt, schlecht was unnütz ist oder ihm schadet.

### III. Die gegenwärtige Unterstützung des Menschenbildes durch die Soziobiologie

Gegenwärtig erhält die Hobbes'sche Anthropologie und damit das Menschenbild des politischen Realismus durch die moderne Soziobiologie großen Aufwind. Wie Thomas Hobbes erhebt auch sie den Anspruch, mit einer objektiven naturwissenschaftlichen Einheitsmethode ein begründetes Bild vom Menschen zeichnen zu können. Sie basiert zudem auf einem mechanistischen Weltbild, das stark an den philosophischen Materialismus von Hobbes erinnert. In kritischer Abgrenzung zur Selektionstheorie von Darwin wirkt für die Soziobiologie die natürliche Auslese auf der Ebene der Gene. Als stabile Erbinformationseinheiten sind sie die entscheidenden Subjekte der Evolution. Sie verhelfen ihren Trägern zu mehr oder weniger günstigen Reproduktionschancen im natürlichen Überlebenskampf. Die Organismen selbst sind dagegen nicht mehr als deren Mittel, auch die Menschen nicht mehr als von Genen gesteuerte Maschinen. Für den Evolutionsprozess ist daher nicht das Überleben der Individuen, sondern der Gene entscheidend.

Die Zustimmung der Soziobiologie konzentriert sich auf den Hobbes'schen Vernunftbegriff als einer lediglich am Eigennutz orientierten instrumentellen Rationalität sowie auf die alleinige Interessenausrichtung des Menschen an Selbsterhaltung und Bedürfnisbefriedigung, die sich gegenüber Konkurrenten im Streben nach Macht und Unterwerfung auswirkt. Diese Bestimmungen korrespondieren mit zwei grundlegenden Eigenschaften des menschlichen Organismus: der Zweckrationalität und der Aggressionskompetenz.

Die Aussagen der Soziobiologie über den Menschen basieren auf der Prämisse, dass auch alle spezifisch menschlichen Eigenschaften, vor allem die Leistungen der Vernunft in theoretischer und praktischer Absicht, kausal auf Anpassungsprozesse in der Evolution zurückzuführen sind, die sich allein am Zweck der Steigerung der reproduktiven Tauglichkeit orientieren. Damit verteidigt die Soziobiologie die von Hobbes vollzogene Aberkennung jeder mentalen Eigenwirklichkeit, so dass die Reduktion der praktischen Vernunft auf zweckrationale Erwägungen nicht überraschen kann. Solches Denken beschränkt sich notwendig auf technische und strategische Überlegungen, die im Dienste des Überlebens der Gene stehen. Denn „aus der Sicht der Soziobiologie ist das ‚Prinzip Eigennutz‘, das Prinzip also, nach dem jedes Individuum nahezu in jeder Situation bestrebt sein wird, seinen eigenen (inklusive) Nutzen zu maximieren, als anthropologische Konstante universell und unaufhebbar.“<sup>10</sup>

---

10 *Mohrs* (1995), S. 46. Vgl. zu diesen Überlegungen auch die Beiträge von Biehl und Bayer in diesem Band.

Moralität, die einen Bruch mit der egozentrischen Perspektive voraussetzt und die eigenen Maximen des Handelns mit den anderen auf Vereinbarkeit prüft, gibt es im engeren Sinne nicht. Für die Soziobiologie sind derart motivierte Handlungen reine Erfindungen, die sich stets als egoistisches Verhalten im Blick auf den selektiven Vorteil der eigenen Gene entlarven lassen. Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Liebe gibt es durchaus gegenüber Mitgliedern der eigenen näheren, manchmal auch weiteren Verwandtschaft. Dies widerspricht aber keineswegs der Selektionstheorie, wenn sie im Sinne der „kin-selection“ (VerwandtschaftsSelektion) verstanden wird. Denn keinem Menschen geht es nur um die eigene Selbsterhaltung und die eigene „fitness“, sondern auch um die der Angehörigen („inclusive-fitness“), insofern sie zu einem bestimmten Anteil Träger seiner Gene sind. Insofern gerechtes und barmherziges Verhalten die „fitness“ von Verwandten steigert, dient sie für die Soziobiologie auch der Überlebensstrategie meiner Gene.

Mit der genetisch implementierten Aggressionskompetenz gegenüber Menschen außerhalb der eigenen Verwandtschaft oder der „ingroup“ verfeinert die Soziobiologie die Hobbes'sche These von einem dem Menschen angeborenen Machttrieb. Das aggressive Verhalten gegenüber Mitgliedern der „outgroup“ kann sich verschiedenartig auswirken und je nach empfundener Bedrohung beträchtlich steigern: von der einfachen Ablehnung, über die massive Ausgrenzung bis hin zur brutalen Tötung. Für die Soziobiologie lässt sich auch der Völkermord auf die Aggressionskompetenz zurückführen.

Gegenüber Mitgliedern der „outgroup“ muss sich der Mensch aber nicht notwendig aggressiv verhalten. Denn für die Soziobiologie ist die Ausübung der Aggressionskompetenz – wie schon für Hobbes der Machttrieb – zweckrationalen Überlegungen unterworfen. Ob gegenüber den Anderen kooperiert oder sich aggressiv verhalten wird, ist eine taktische oder strategische Frage und vom „Prinzip Eigennutz“ abhängig.

Lediglich am radikalen Individualismus von Thomas Hobbes wird bescheiden Kritik geübt. Denn für die Soziobiologie ist der Mensch von Natur aus in engen Grenzen ein soziales Wesen und kein vereinzelt Individuum. Wie die Ethnologie empirisch belegen kann, lebte er immer schon in überschaubaren sozialen Verbänden, in Großfamilien, Sippen oder Clans. Dagegen teilt die Soziobiologie die Hobbes'sche Kritik an der aristotelischen Lehre vom „zoon politikon“, insofern die Menschen von Natur aus keine „Polis-Wesen“ sind, zur Vereinigung zu einem großen gesellschaftlichen Gebilde, zur Bildung eines Staates nicht natürlich bestimmt sind. Insofern bleibt die Logik des Naturzustandes, die Hobbes mit der berüchtigten Terminologie „homo homini lupus“ ausgedrückt hat, in Bezug auf das Verhältnis von menschlichen Sozialverbänden untereinander erhalten. Es sei ein historisches Faktum, dass „einem hochentwickelten Sozialverhalten gegenüber den Mitgliedern der ‚Ingroup‘ (...) eine massive Aggressionskompetenz gegenüber Artgenossen der ‚Outgroup‘“ korrespondiert.<sup>11</sup>

---

11 *Mohrs* (1995), S. 40.

## IV. Kritische Anmerkungen zum „realistischen“ Menschenbild

Neben dem radikalen Individualismus, dem Bild vom Menschen als Monade, das bereits von der Soziobiologie hinreichend kritisiert wird, lassen sich gegen die Hobbes'sche Anthropologie noch mindestens zwei weitere wichtige Einwände formulieren, die sich in erster Linie gegen unberechtigte Reduktionen richten.

Der erste Einwand wendet sich gegen die Reduktion sozialer Konflikte auf das zentrale menschliche Interesse an der Selbsterhaltung und des physiologisch angelegten Machttriebes. Bereits Hegel hatte gegen Hobbes ethische Motive ins Feld geführt und einen moralisch motivierten „Kampf um Anerkennung“ als Ausgangspunkt seiner Kritik gewählt. Nicht nur die Angst um sein Leben, die Erhaltung seiner selbst, sondern auch die Verletzung sozialer Anerkennungsbeziehungen können zwischenmenschliche Konflikte hervorrufen. Im Rückgriff auf die Sozialpsychologie von Mead, der eine ungestörte Selbstbeziehung von den unterschiedlichen Formen der Anerkennung: Liebe, Recht und Wertschätzung abhängig macht, kann nach Honneth die Missachtung von Anerkennungsbeziehungen in Familie, Gesellschaft und Staat zur Entstehung von sozialen Konflikten beitragen.<sup>12</sup> Es gibt also nicht nur eine machtorientierte, sondern auch eine moralische Logik von sozialen Konflikten.

Der zweite Einwand richtet sich gegen die Reduktion der praktischen Vernunft auf die Zweckrationalität. Der Mensch hat nicht nur eigene Interessen, die er als selbst gewählte Ziele verfolgt und die er taktisch raffiniert und strategisch schlaue erreichen muss. Für die menschliche Vernunft gibt es nicht nur die Imperative der Geschicklichkeit und der Klugheit, sondern auch der Pflicht. Bereits Kant hat zwischen einer technischen, die sich an beliebigen Zwecken misst, einer pragmatischen, die sich am Verlangen nach Glück orientiert und einer moralischen Handlungslogik, die der unbedingten Pflicht folgt, unterschieden. Habermas hat die kantische Moralthorie mit ihren verschiedenen Handlungsrationitäten aufgegriffen und ihr, unter den modernen Bedingungen pluraler Lebensformen und Weltanschauungen, die Unterscheidung zwischen einer ethischen und einer moralischen Rationalität, zwischen Fragen eines guten Lebens und Problemen des gerechten Handelns hinzugefügt.<sup>13</sup> Menschliches Denken lässt sich nicht auf den pragmatischen Gebrauch der praktischen Vernunft einschränken, auf die rationale Wahl zwischen den zur Verfügung stehenden Mitteln zur Erlangung eines bestimmten Zwecks. Es gibt nicht nur den „geschickten“ und „schlaue“ Menschen, der alle Probleme mit Hilfe rationaler Entscheidungsregeln (z.B. Effizienz) löst. Es gibt auch einen ethischen Gebrauch der praktischen Vernunft, der sich an persönlichen Wertentscheidungen orientiert, und dementsprechend Menschen, die nach einer bewussten Lebensführung streben, die vor dem Gewissen Bestand hat. Und es gibt darüber hinaus einen moralischen

<sup>12</sup> Vgl. *Honneth* (1994).

<sup>13</sup> Vgl. hierzu und im Folgenden *Habermas* (1991), S. 100-118.

Gebrauch der praktischen Vernunft, der Probleme unter der Maßgabe der allgemeinen Zustimmungsfähigkeit beurteilt, und korrespondierend gerechte Menschen, die nach unparteilichen Lösungen suchen.

#### V. Kritik an der Engführung internationaler Politik auf Sicherheits- und Machtpolitik

Wenn sich für den politischen Realismus das Wesen des Politischen aus der Natur des Menschen, die Gesetzmäßigkeiten der Politik zwischenstaatlicher Beziehungen in Analogie zur Natur menschlichen Handelns erkennen lassen, dann begrenzt ein reduktionistisches Verständnis praktischer Vernunft und eine verkürzte Motivanalyse sozialer Konflikte den Blickwinkel auf die internationale Politik und führt zu einem schrumpfteoretischen Konzept der „Internationalen Beziehungen“. Aus den beiden enggeführten anthropologischen Grundannahmen – eine rein zweckrationale Bestimmung der praktischen Vernunft und eine alleinige Rückführung sozialer Konflikte auf das Selbsterhaltungsinteresse und den physiologisch angelegten Machttrieb – resultiert eine Beschränkung der internationalen Politik auf Sicherheits- und Machtpolitik. Eine Erweiterung des Konzepts praktischer Vernunft um die moralische Rationalität und eine Ergänzung der Theorie sozialer Konflikte um den „Kampf um Anerkennung“ (Axel Honneth)<sup>14</sup> hätten dagegen auch eine Verbreiterung der Außenpolitik um die friedenspolitische Komponente zur Folge. Sicherheit als Abwesenheit von Gefahren und Bedrohungen, anthropologisch fundiert im menschlichen Grundbedürfnis nach Schutz, stellt ein berechtigtes politisches Interesse eines Staates bzw. einer Gesellschaft dar. Aber erst die Finalisierung der Sicherheitspolitik auf den Frieden ermöglicht es der internationalen Politik, jenen Zielhorizont in den Blick zu nehmen, in der ein sicheres und gerechtes Zusammenleben zwischen Staaten und Gesellschaften möglich wird.

Denn das in Kategorien der Sicherheit und der Macht zentrierte Denken folgt der vor-moralischen Rationalität des aufgeklärten Eigeninteresses. Seine Sprache verweist auf die rein selbstbezogene Orientierung an den eigenen Präferenzen. Die Logik der Sicherheit entspringt utilitaristischen oder vertragstheoretischen Fixierungen. Sie folgt der Maximierung des Nutzens oder der rationalen Wahl. Die Vorstellung von Sicherheit stützt sich auf eine Anthropologie des klugen Egoisten, dessen Überlegungen sich allein im Horizont der Zweckrationalität vollziehen und dessen Urteilsfähigkeit sich lediglich an den Regeln der Geschicklichkeit orientiert.

Das von Kategorien des Friedens und des Rechts bestimmte Denken dagegen folgt der moralischen Rationalität internationaler Gerechtigkeit. Seine Sprache verweist auf die soziale Orientierung gegenseitiger Anerkennung. Die Logik des Friedens entspringt nor-

---

14 Honneth (1994).

mativen Fixierungen. Sie folgt der unbedingten Geltung moralischer Pflicht. Die Vorstellung von Frieden stützt sich auf eine Anthropologie eines zur Verantwortung befähigten Wesens, dessen Überlegungen sich im Horizont der Gerechtigkeit vollziehen und dessen Urteilskraft sich an den Regeln der Unparteilichkeit orientiert.

Der „homo politicus“, der nichts als die Selbsterhaltung und die Machtsteigerung im Sinn hat, ist eine ebensolche Fiktion wie der „homo oeconomicus“, dem es nur um das eigene Wohl und die Nutzenmaximierung geht.<sup>15</sup> Politisches Handeln muss sich auf ein Zusammenwirken von Moral und Selbstinteresse, auf Anerkennung und Macht stützen, politisches Handeln muss sich an beiden menschlichen Leitbildern orientieren, an dem egoistischen, kalkulierenden, schlaun Menschen und an dem altruistischen, moralisch erwägenden, gerechten und barmherzigen Menschen.

### Literatur

*Beestermöller*, Gerhard (1999): Normative Ethik und Politik. Rückfragen an den politischen Realismus (H. J. Morgenthau), in: *Freiburger Zeitschrift für Philosophie und Theologie*, 46. Jg., S. 295-307.

*Dicke*, Klaus (2001): Der Mensch und die Menschen – anthropologische Leitbilder in der Politik, in: *Dummer*, Jürgen und Meinolf Vielberg (Hrsg.): *Leitbilder in der Diskussion*, Stuttgart: Franz Steiner Verlag, S. 11-31.

*Ebeling*, Klaus (2001): Verliert die Innere Führung ihr ethisches Fundament?, in: *Opitz*, Eckardt (Hrsg.): *50 Jahre Innere Führung. Von Himmerod (Eifel) nach Priština (Kosovo)*, Bremen: Edition Temmen, S. 101-115.

*Gillner*, Matthias (2002): *Praktische Vernunft und militärische Professionalität*, Bremen: Edition Temmen.

*Habermas*, Jürgen (1991): *Erläuterungen zur Diskursethik*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

*Hobbes*, Thomas (1999): *Leviathan oder Stoff, Form und Gewalt eines kirchlichen und bürgerlichen Staates*, hrsg. von Fetscher, Iring, 9. Auflage, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

*Hobbes*, Thomas (1994): *Elemente der Philosophie II/III: Vom Menschen. Vom Bürger*, eingeleitet und hrsg. von Gawlick, Günter, 3. Auflage, Hamburg: Felix Meiner.

*Honneth*, Axel (1994): *Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte*, Frankfurt am Main: Suhrkamp.

*Kant*, Immanuel (1968): *Logik*, in: *Theorie-Werkausgabe Immanuel Kant. Werke in zwölf Bänden: Band VI*, herausgegeben von Weischedel, Wilhelm, Frankfurt am Main: Suhrkamp, 418-582.

---

<sup>15</sup> Vgl. die zum Teil konträr zu diesen Schlussfolgerungen stehenden Beiträge von *Mätzig*, *Biehl* und *Bayer* in diesem Band.

- Kersting*, Wolfgang (1992): Thomas Hobbes zur Einführung, Hamburg: Junius.
- Krell*, Gert (2003): Weltbilder und Weltordnung. Einführung in die Theorie der Internationalen Beziehungen, 2. Auflage, Baden-Baden: Nomos.
- Menzel*, Ulrich (2001): Zwischen Idealismus und Realismus. Die Lehre von den internationalen Beziehungen, Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Mohrs*, Thomas (1995): Vom Weltstaat. Hobbes' Sozialphilosophie – Soziobiologie – Realpolitik, Berlin: Akademie Verlag.
- Morgenthau*, Hans J. (1963): Macht und Frieden. Grundlegung einer Theorie der internationalen Politik, Gütersloh: Bertelsmann Verlag.
- Münkler*, Herfried (1993): Thomas Hobbes, Frankfurt/New York: Campus.
- Rohde*, Christoph (2004): Hans J. Morgenthau und der weltpolitische Realismus, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Weimayr*, Matthias und Maria Enzersdorf (1996): Bürgerkrieg und Machtzerfall. Thomas Hobbes und die Logik der Macht, in: Staat 35, H.2, 167-187.

*Hinweis:*

Dieser Artikel ist erschienen in:

Bayer, Stefan / Stümke, Volker (Hg.): Mensch. Anthropologie in sozialwissenschaftlichen Perspektiven, Berlin: Duncker & Humblot 2008, S. 43-54. Die in manchen Anmerkungen dieses Textes gegebenen Verweise beziehen sich auf die genannte Publikation.

Zur Rolle des Staates in Weißbuch 2006, EKD-Friedensdenkschrift 2007  
und Bischöflichem Hirtenbrief 2000

### Einleitung

Im Oktober 2006 ist das langerwartete „Weißbuch der Bundesregierung zur Sicherheitspolitik Deutschlands und zur Zukunft der Bundeswehr“ (Jung 2006: 4), urheberrechtlich herausgegeben vom Bundesministerium der Verteidigung (BMVg), erschienen. Zwölf Jahre zuvor war das letzte Weißbuch<sup>1</sup> veröffentlicht worden – noch ganz unter dem Eindruck der Nachwirkungen der damals weltpolitisch so bedeutsamen Ereignisse, nämlich der Wiedervereinigung Deutschlands und des Endes des Kalten Krieges zwischen Ost und West. Damals stand das BMVg unter der Leitung des CDU-Ressortchefs Volker Rühle. Das neue Weißbuch entstand wieder unter der abschließenden Ägide eines Verteidigungsministers der Union: diesmal unter Franz-Josef Jung. Zwischen 1994 und 2006 hat sich die Politik sowohl im Innern – siehe sieben Jahre rot-grüne Bundesregierung – als auch international – siehe die Anschläge vom 11. September 2001 und ihre Folgen – grundlegend verändert.

Sinn und Zweck eines Bundeswehr-Weißbuchs ist, so Bundesminister Jung in seinem Vorwort, „eine sicherheitspolitische Standortbestimmung vorzunehmen. Es dient der Orientierung, macht Bundeswehr und Sicherheitspolitik transparent und ist Programm für die nächsten Jahre“ (Jung 2006: 4). Im Mittelpunkt steht die Bundeswehr als Armee im Einsatz sowie im Ausbildungs- und Grundbetrieb. Hier gilt nicht nur das Primat der Politik gegenüber dem Militär, sondern auch das Primat der Exekutive gegenüber der Legislative. Während Verteidigungsminister Jung bescheiden vom Programm für die nächsten Jahre spricht, sieht Bundeskanzlerin Angela Merkel (CDU) gleich einen dreistelligen Zeithorizont für das neue Weißbuch: „Ich hoffe und wünsche, dass das vorliegende Weißbuch einen Impuls für eine breite öffentliche Debatte darüber geben wird, wie Deutschland seine Sicherheit in Frieden und Freiheit auch unter den bestehenden Bedingungen des 21. *Jahrhunderts* (Hervorhebung durch d. Verf.) erfolgreich schützen kann“ (Merkel 2006: 3).

Dieser Hoffnung bzw. diesem Wunsch soll nicht zuletzt auch mit diesem Beitrag entsprochen werden. Dabei wird das Weißbuch 2006 hier nicht für sich alleine genommen

<sup>1</sup> Der offizielle Titel des Weißbuchs 1994 lautete: „Weißbuch zur Sicherheit der Bundesrepublik Deutschland und zur Lage und Zukunft der Bundeswehr“ (BMVg 1994).

diskutiert, sondern anhand des darin zum Ausdruck kommenden Staatsverständnisses im Vergleich zu dem der Friedensdenkschrift 2007 des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD 2007). Auf den Monat ein Jahr nach dem letzten Bundeswehr-Weißbuch ist nämlich die protestantische Denkschrift „Aus Gottes Frieden leben – für gerechten Frieden sorgen“ erschienen. Es handelt sich dabei, wie Bischof Wolfgang Huber, Ratsvorsitzender der EKD, in seinem Vorwort feststellt, um „einen neuen grundlegenden Beitrag (der Evangelischen Kirche in Deutschland) zur friedensethischen und friedenspolitischen Orientierung“ (Huber 2007: 8). Schließlich wird auch noch – ganz im Geist der Ökumene – der friedenspolitische Hirtenbrief der katholischen Bischöfe aus dem Jahre 2000 vergleichend herangezogen. Am 27. September jenes Jahres hatte das Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (DBK) die programmatische Schrift „Gerechter Friede“ herausgegeben.<sup>2</sup> Auch in dieser Publikation gehe es primär um „eine ethisch begründete Neuorientierung der Friedenspolitik“ (DBK 2000: 5). Sicherheits- bzw. friedenspolitische Orientierung sollen also alle drei Schriften bieten.

Im vorliegenden Beitrag werden zunächst die zentralen Begriffe *Staat*, *Staatsziel* und *Sicherheit* definitorisch abgeklärt. Danach erfolgt ein Ausflug in die klassische deutsche Staatslehre, um zu sehen, welches Gedankengebäude dort um diese Begriffe herum errichtet worden ist. Während die Allgemeine Staatslehre auf einem eher normativ-juristischen Ansatz beruht, bemüht sich die zeitgenössische Friedens- und Konfliktforschung um einen empirisch-sozialwissenschaftlichen Zugang. Zur Einführung in die hier interessierende Thematik werden beide Ansätze einander gegenübergestellt. Anschließend wird das aktuelle Weißbuch der Bundeswehr auf das darin zum Ausdruck kommende Staatsverständnis hin analysiert. In einem zweiten Analyseschritt wird dieselbe Fragestellung in Bezug auf die Friedensdenkschrift der EKD sowie auf den Hirtenbrief der DBK wiederholt.<sup>3</sup> Schließlich werden alle drei offiziellen Dokumente miteinander verglichen, um herauszuarbeiten, welche Gemeinsamkeiten und Unterschiede im Rollenverständnis des Staates im Zusammenhang mit dem Aspekt Sicherheit festzustellen sind.

## 1. Sicherheit als Staatsziel: Staatslehre vs. Konfliktforschung

Seit dem Westfälischen Frieden von 1648 sind Nationalstaat und Souveränität „Eckpfeiler des internationalen Systems“ (Fukuyama 2004: 131). Doch was bedeutet *Staat*

---

2 Zu beachten ist hierbei, dass der katholische Text – anders als die beiden anderen – noch vor den terroristischen Anschlägen auf die USA vom 11. September 2001 verfasst und veröffentlicht worden ist.

3 Die drei friedenspolitischen Basistexte werden aufgrund der Genese dieses Papiers nicht in der chronologischen Reihenfolge ihres Erscheinens behandelt. Der ausschließlich bilaterale Vergleich zwischen Weißbuch und Friedensdenkschrift der EKD ist Untersuchungsgegenstand bei Dörfler-Dierken/Portugall (2009). Das katholische Hirtenwort ist erst zu einem späteren Zeitpunkt aus Anlass des hier vorliegenden Aufsatzes in die vergleichende Betrachtung mit aufgenommen worden.

eigentlich? „Unter einem Staat ist ein institutionell verfasstes politisches Gemeinwesen zu verstehen, das innerhalb der Grenzen seines Territoriums die oberste Herrschaftsgewalt über einen bestimmten Personenverband – das Staatsvolk – ausübt“ (Kantner/Sandawi 2005: 25). Diese Definition ist durchaus brauchbar, enthält jedoch keine Zweckbestimmung der staatlichen Organisationsform. Solche Staatsziele können normativ als Rechtfertigungen im Sinne von Legitimation aufgefasst werden (Zippelius 1999: 106 ff.), aber auch empirisch im Sinne von struktureller Funktionalität: „Die Gewährleistung von Sicherheit gehört zu den klassischen Grundfunktionen, die ein Staat gegenüber seinen Einwohnern wahrzunehmen hat“ (Gareis 2005: 16). Doch was ist im Zusammenhang mit Staatszielen unter *Sicherheit*<sup>4</sup> zu verstehen? „Sicherheit (kann) als Zustand der Abwesenheit einerseits von Gefahren für Leben, Freiheit und Wohlfahrt der Bürger sowie andererseits von Bedrohungen für das Wertesystem, die politische Ordnung und schließlich den Fortbestand eines Staates betrachtet werden“ (Gareis 2005: 16). Bezeichnenderweise kommt diese Definition überhaupt nicht ohne die Kategorie *Staat* aus.

Die Allgemeine Staatslehre in Deutschland betrachtet die Gewährleistung von Sicherheit als zentrale Rechtfertigung des Staates. „Als organisiertes Macht- und Wirkungsgefüge hat der Staat die Funktion, ein widerspruchsfrei und verlässlich geordnetes Zusammenleben von Menschen zu garantieren, insbesondere Rechtsfrieden und Rechtssicherheit zu gewährleisten“ (Zippelius 1999: 53). Im Grunde genommen kann man bei beiden Komposita *Rechts-* ‚wegkürzen‘, ohne dass der gemeinte Sinn verfälscht wird. Es geht nämlich letztlich um die Gewährleistung von *Frieden* und *Sicherheit* durch den Staat. Reinhold Zippelius identifiziert die staatliche Schutz- und Friedensfunktion ausdrücklich als eine der zentralen Rechtfertigungen des Staates schlechthin (Zippelius 1999: 123). Allerdings ist ein einklagbares „Grundrecht auf Sicherheit (...) national unter Verfassungsrechtlern (...) umstritten, obwohl der Sicherheitsgedanke bereits Niederschlag in den Verfassungen der Französischen Revolution gefunden hat und bei den Beratungen des Grundgesetzes im Parlamentarischen Rat noch erörtert und erst in letzter Lesung aufgegeben wurde“ (Walter 2006: 71). In jedem Fall geht jedoch die Allgemeine Staatslehre von einem grundsätzlichen Staatsziel *Sicherheit* aus. Die logische Frage, die sich daran anschließt, kann nur lauten: Wie lässt sich dieses Staatsziel erreichen?

Nach der klassischen Drei-Elemente-Lehre des bedeutenden Staatsrechtlers Georg Jellinek (1851-1911), welche dieser in seinem Standardwerk *Allgemeine Staatslehre* aus dem Jahr 1900 entwickelt hat, setzt sich der Staat zusammen aus den konstitutiven Bestandteilen *Staatsgewalt*, *Staatsvolk* und *Staatsgebiet* (Kersten 2000: 245).<sup>5</sup> Für

4 Sicherheit ist insgesamt ein sehr umfassender Begriff, der in der Regel positiv besetzt ist. Im menschlichen Miteinander sind aber durchaus auch negative Tendenzen hin zu einer „zu weit gehenden ‚Versicherheitlichung‘ sozialer Sachverhalte“ (Ebeling 2006: 46) feststellbar.

5 Die deutsche Sprache kennt den Begriff *Gewalt* zum einen in dem hier gemeinten Sinn von hoheitlicher Gewalt (englisch: *power*/französisch *pouvoir*) und zum anderen im Sinn von Gewalttätigkeit (englisch/ französisch: *violence*).

die Gewährleistung von Sicherheit steht die Staatsgewalt in der Pflicht. „Die Aufgabe, Rechtsfrieden und Rechtssicherheit zu gewährleisten, verlangt, dass die Inhaber staatlicher Rollen (im Rahmen ihrer Kompetenzen) das Monopol legitimer physischer Gewalt gegen Gewalttätigkeiten energisch und wirksam behaupten“ (Zippelius 1999: 54).<sup>6</sup> Der Jurist Zippelius orientiert sich hier klar ersichtlich an der bekannten Staatsdefinition des bedeutenden Rechts- und Sozialwissenschaftlers Max Weber (1864-1920): „Staat soll ein politischer Anstaltsbetrieb heißen, wenn und insoweit sein Verwaltungstab erfolgreich das Monopol legitimen physischen Zwanges für die Durchführung der Ordnungen in Anspruch nimmt“ (Weber 2006: 63). Mit dem „Verwaltungstab“ des „politischen Anstaltsbetriebs“ Staat ist natürlich im Gewaltenteilungsjargon die Exekutive als konstitutives Element der Staatsgewalt gemeint, die sich ihrerseits zusammensetzt aus Regierung und Verwaltung. Ausführungsorgan der Regierung und damit Bestandteil der Verwaltung sind die Streitkräfte. Während das Sicherheitskonzept der Allgemeinen Staatslehre im Innern „staatliches Gewaltmonopol“ lautet, gilt für die äußere Sicherheit als Grundregel der Gewaltverzicht. Was bedeutet dies für Deutschland im Konkreten? Denn *der* Staat ist lediglich eine Abstraktion, *die* Staaten hingegen sind Realitäten (Merle 1982: 299).

Gemäß Artikel 32 Absatz 1 Grundgesetz ist zunächst die „Pflege der Beziehungen zu auswärtigen Staaten (...) Sache des Bundes“. Für die äußere Sicherheit der Bundesrepublik ist dabei in erster Linie die Bundesexekutive, d.h. die Bundesregierung, zuständig. Innerhalb der Regierung sind insbesondere die Ressorts Äußeres und Verteidigung damit betraut. Außerdem befassen sich mit Sicherheitsfragen auch das Bundeskabinett als Kollektivorgan, einzelne Ministerien wie das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit (BMZ), einzelne Kabinettsausschüsse wie der Bundessicherheitsrat, das Bundeskanzleramt, aber auch die Nachrichtendienste (Gareis 2005: 31 ff.).

Soweit in wenigen Worten die Grundzüge der herrschenden deutschen Staatslehre zum Sicherheitsgedanken. Der *Mainstream* der aktuellen deutschen Friedens- und Konfliktforschung relativiert hingegen die Rolle des Staates bei der Sicherheitsvorsorge.

Dies gilt sowohl für den Staat als Aggressor: „Die Ära des klassischen Staatenkrieges dürfte zu Ende gegangen sein. Aber die Geschichte des Krieges ist damit keineswegs zu Ende. Das besagt das Theorem der neuen Kriege“ (Münkler 2005: 26). Dies gilt aber auch für den zerfallenden Staat – den *failing state*, wie er in der internationalen Politik bezeichnet wird. In vielen deformierten Staaten ist nämlich der „Defekt eines staatlichen Gewaltmonopols“ (Chojnacki 2005: 87) anzutreffen. Dieses Phänomen stellt jedoch bei weitem keinen Nebenaspekt dar. „Seit dem Ende des Kalten Krieges stellen schwache

---

6 Dieter Senghaas empfiehlt insbesondere zur friedlichen Koexistenz von zwischenmenschlichen Heterogenitäten innerhalb von Staaten „zunächst einmal der Entwaffnung der politisierten Gesellschaften, also (die) Institutionalisierung eines Monopols legitimer staatlicher Gewalt“ (zit. bei Tetzlaff 2003: 370).

oder gescheiterte Staaten vermutlich das gravierendste Einzelproblem für die internationale Ordnung dar“ (Fukuyama 2004: 131 f.).<sup>7</sup>

Die Relativierung der Rolle des Staates gilt umgekehrt auch für seinen Beitrag zur Lösung von Sicherheitsproblemen. So ist in Krisengebieten zunehmend eine „Arbeitsteilung zwischen Staaten und humanitären Hilfsorganisationen“ (Götze 2005: 124) zu beobachten. Den staatlichen wie nicht-staatlichen Akteuren „geht es nicht mehr nur um Armutsbekämpfung, sondern um umfassende Interventionen in Krisenregionen, in denen mit militärischen, entwicklungspolitischen und humanitären Mitteln stabile Staaten hervorgebracht werden sollen“ (Götze 2005: 144). So verspricht man sich mehr Nachhaltigkeit von internationalem wie transnationalem Engagement.

Bei allem Verständnis für die wachsende Bedeutung nicht-staatlicher Akteure in der weltweiten Sicherheitspolitik darf die Rolle und Verantwortung der Staaten nicht wegdiskutiert werden. Zwar haben sie sicherlich „als die faktischen Monopolisten des Krieges abgedankt“ (Münkler 2003: 7). Gleichwohl ist die Staatenwelt absehbar zwar nicht das einzige, wohl aber nach wie vor das wichtigste Strukturmuster der internationalen Beziehungen (Hartmann 2001: 230). Bei den Verantwortlichkeiten der Staatsführungen darf man sich allerdings keinen Illusionen hingeben: „Nationalstaatliche, aber auch regional-gemeinschaftliche Regierungen sind ihren Gesellschaften verpflichtet und können sich in ihren internationalen Beziehungen Altruismus gar nicht und die Bindung an moralische Normen und Prinzipien nur bedingt leisten“ (Rittberger 2003: 198).

## 2. Zur Rolle des Staates im Weißbuch 2006

Das Sicherheitsverständnis, das dem aktuellen Weißbuch zugrunde liegt, kann man zweifelsohne als etatistisch bezeichnen, was nicht weiter verwundert, da es sich beim Herausgeber dieses sicherheitspolitischen Basiswerkes – der Bundesregierung – um einen wesentlichen Bestandteil der staatlichen Exekutive handelt. Da es in diesem zentralen Regierungsdokument um Sicherheitspolitik und Streitkräfte geht, steht in erster Linie, aber nicht ausschließlich, die *äußere* Sicherheit im Mittelpunkt der Ausführungen.

Kanzlerin Merkel stellt in ihrem Vorwort zum Weißbuch fest, wie die sicherheitspolitischen Herausforderungen, vor denen Deutschland im 21. Jahrhundert stehe, zu meistern seien: „Hierfür sind umfassende und ressortübergreifende Anstrengungen auf der Grundlage eines breiten Sicherheitsbegriffs notwendig. Die unterschiedlichen Instrumente des Regierungshandelns müssen dabei koordiniert und wann immer möglich

---

<sup>7</sup> „Staatsverfall und Staatszerfall (sind) in all ihren Übergangsformen eine elementare Gefahr für das politisch/rechtliche Projekt der Moderne, das sich seit der geistigen Verarbeitung der europäischen Bürgerkriege durch Philosophen wie Thomas Hobbes, John Locke, Jean-Jacques Rousseau und Graf Montesquieu am starken Staat als legitimer Inhaber der Gewalt und Schützer von Leben und Eigentum orientiert“ (Tetzlaff 2003: 334).

konfliktpräventiv zur Wirkung gebracht werden. (...) Die Bundeswehr ist eines dieser Instrumente“ (Merkel 2006: 3). Der zuständige Minister Jung versteht dabei die Rolle der Bundeswehr als „Teil einer zunehmend vernetzten Sicherheitspolitik(, die) ihren Beitrag zur gesamtstaatlichen Sicherheitsvorsorge leisten (wird)“ (Jung 2006: 5). Doch was genau wird im Weißbuch 2006 unter „gesamtstaatlicher Sicherheitsvorsorge“ verstanden?

In der internationalen Strategieforschung ist schon lange von einem „umfassenden Sicherheitsbegriff“ die Rede.<sup>8</sup> Auch im neuen Weißbuch steht dieser Ausdruck im Fokus: „Deutsche Sicherheitspolitik beruht auf einem umfassenden Sicherheitsbegriff. (...) Dazu gehören diplomatische, wirtschaftliche, entwicklungspolitische, polizeiliche und militärische Mittel“ (BMVg 2006: 29). Wie bereits erwähnt, ist dabei die Vorstellung von *vernetzter Sicherheit* zentral: „Sicherheit kann (...) weder rein national noch allein durch Streitkräfte gewährleistet werden“ (BMVg 2006: 29). Doch wie kann die äußere Sicherheit der Bundesrepublik gewährleistet werden? Dazu muss man sich zunächst den feststellbaren Bedrohungswahrnehmungen widmen.

Als Hauptgefahren für die äußere Sicherheit Deutschlands zählt das Weißbuch (BMVg 2006: 25 ff.) auf:

- nicht-staatliche, länderübergreifende Terrornetzwerke und andere kriminelle nicht-staatliche Akteure;
- Proliferation von Massenvernichtungswaffen und von entsprechenden Trägersystemen;
- Regionalkonflikte und Staatenzerfall;
- Bedrohung der internationalen Verkehrswege für Rohstoffe und Informationen.

Daneben werden noch Unsicherheitsfaktoren wie illegaler Waffenhandel, Migration sowie Pandemien und Seuchen erwähnt. Dass diese Aufzählung keine spezifisch deutschen Gefährdungen enthält, ist offenkundig. Deshalb muss die Bundesrepublik die entsprechenden Abwehraufgaben auch nicht alleine schultern, was sie ohnehin nicht leisten könnte. Das Weißbuch stellt hierzu deutlich fest: „Kein Staat der Welt kann heute alleine für seine Sicherheit sorgen“ (BMVg 2006: 28). Deutschland kann und braucht dies auch nicht zu leisten, da es in einer Reihe von entsprechenden internationalen Organisationen integriert ist.

Als internationale Hauptgaranten für die äußere Gefahrenabwehr nennt das Weißbuch – in dieser Reihenfolge und Gewichtung – die Mitgliedschaft Deutschlands in folgenden „maßgeblichen Organisationen“ (BMVg 2006: 21 f.), die alle bezeichnenderweise von Staaten gebildet werden:

- die Nordatlantische Allianz (NATO), deren Hauptaufgabe gemäß ihrem Strategischen Konzept von 1999 Konfliktverhütung und Krisenbewältigung im euro-atlantischen Stabilitätsraum ist;

---

8 Siehe zum Beispiel Bundesakademie für Sicherheitspolitik (Hrsg.) (2001): Sicherheitspolitik in neuen Dimensionen. Compendium zum erweiterten Sicherheitsbegriff. Hamburg: Mittler.

- die Europäische Union (EU), die nach den enormen Integrationsschritten auf dem wirtschafts- und währungspolitischen Gebiet sich seit mehreren Jahren nun verstärkt der sicherheitspolitischen Kooperation widmet; sowie
- die Organisation der Vereinten Nationen (UNO), deren Hauptziel gemäß ihrer Charta von 1945 die Wahrung des Weltfriedens und der internationalen Sicherheit ist, und deren jahrzehntelange friedenspolitische Blockade mit dem Ende des Ost-West-Konflikts endlich weitgehend aufhörte.

Doch welche Rolle sollen die deutschen Streitkräfte dabei spielen? „Der Auftrag der Bundeswehr ist eingebunden in die gesamtstaatliche Sicherheitsvorsorge“ (BMVg 2006: 70).<sup>9</sup> Im Einzelnen hat die Bundeswehr laut Weißbuch (BMVg 2006: 70) folgenden Auftrag:

- Sicherung der außenpolitischen Handlungsfähigkeit Deutschlands;
- Beitrag zur Stabilität im europäischen und globalen Rahmen;
- Gewährleistung der nationalen Sicherheit und Verteidigung;
- Beitrag zur Verteidigung der Verbündeten; sowie
- Förderung multinationaler Zusammenarbeit und Integration.

Als Hauptaufgaben<sup>10</sup> der Bundeswehr, die sich aus den genannten Gefahren und Verpflichtungen ergeben, nennt das Weißbuch (BMVg 2006: 72):

- Internationale Konfliktverhütung und Krisenbewältigung;
- Unterstützung von Bündnispartnern; sowie
- Schutz Deutschlands und seiner Bevölkerung.

Daneben führt das Weißbuch als Aufgaben der deutschen Streitkräfte Rettung und Evakuierung, Partnerschaft und Kooperation sowie subsidiäre Hilfeleistungen auf. Ergänzt werden diese Ausführungen durch eine ausdrückliche Auflistung nationaler Sicherheitsinteressen der Bundesrepublik Deutschland (BMVg 2006: 28).

### 3. Zur Rolle des Staates in der Friedensdenkschrift der EKD von 2007 und des Hirtenbriefs der DBK von 2000

Auch der Rat der EKD sieht bei der Gewährleistung von Sicherheit in erster Linie den Staat und die Staatengemeinschaft in der Pflicht. So wird in der protestantischen Friedensdenkschrift ausgeführt, „dass es zu den Aufgaben der Staaten und der internationalen Gemeinschaft gehört, die einzelnen Menschen sowohl vor Gewalt als auch vor

---

<sup>9</sup> Überhaupt erfreut sich neben dem Begriff der *vernetzten Sicherheit* der Ausdruck der *Sicherheitsvorsorge* im aktuellen Weißbuch besonderer Beliebtheit. So kommt die *Sicherheitsvorsorge* im letzten Kapitel 8 (Ausblick) auf einer Seite viermal (!) vor, davon zweimal als „gesamtstaatliche Sicherheitsvorsorge“ (BMVg 2006: 169).

<sup>10</sup> Bedauerlicherweise wird nirgendwo begrifflich verbindlich festgelegt, worin sich *Auftrag* von *Aufgabe* unterscheidet.

Not zu schützen“ (EKD 2007: 117). Die katholischen Bischöfe formulieren diesen Aspekt etwas anders, meinen jedoch dasselbe: „Für das Gemeinwohl zu sorgen, obliegt allen gesellschaftlichen Akteuren, den Kräften der Zivilgesellschaft ebenso wie denen des Marktes. Es verpflichtet jedoch insbesondere den Staat, dessen Aufgabe es ist, Rahmenbedingungen für ein menschenwürdiges Miteinander zu schaffen und für deren Einhaltung Sorge zu tragen“ (DBK 2000: 38).

Hervorzuheben ist in diesem Zusammenhang, dass die Evangelische Kirche trotz der landläufigen Betonung nicht-staatlicher Akteure in den internationalen Beziehungen immer noch die Staaten als die zentralen Akteure bei der Sicherheitsvorsorge identifiziert: „Trotz Globalisierung, Multilateralisierung und Ökonomisierung internationaler Beziehungen mit jeweils wichtiger gewordenen außerstaatlichen Akteuren bleiben die Staaten die Hauptverantwortlichen für die Lösung der existentiellen Probleme ihrer Bevölkerungen sowie für die Bewahrung des Friedens“ (EKD 2007: 17). Wie sehen jedoch die Sicherheitsprobleme aus, vor denen der Staat als gesellschaftliches Ordnungsprinzip steht?

Ganz im Geist der Allgemeinen Staatslehre ist auch für die Evangelische Kirche in Deutschland der Idealtyp<sup>11</sup> des staatlichen Gewaltmonopols von zentraler Bedeutung für die Sicherheit des Einzelnen. „Innerstaatlich ist die Entprivatisierung der Gewalt durch das staatliche Gewaltmonopol eine wesentliche zivilisatorische Leistung“ (EKD 2007: 54). Umgekehrt wird in der Friedensdenkschrift gerade als zivilisatorische Bedrohung der zunehmend feststellbare „Zerfall staatlicher Autorität“ (Huber 2007: 7) identifiziert – wie dies, wenig überraschend, bereits ein Jahr zuvor im Weißbuch (BMVg 2006: 26) und sieben Jahre zuvor im katholischen Hirtenwort (DBK 2000: 9) festgestellt worden ist. Dabei betont die protestantische Schrift, dass *failing states* eben nicht nur ein Problem für die innere Sicherheit der jeweils betroffenen Staatswesen darstellen. „Von versagender Staatlichkeit (*failing states*) und Gewaltanwendung durch nichtstaatliche Akteure (sog. ‚privatisierte Gewalt‘) gehen auch Friedensgefährdungen für andere Staaten und für die Weltgemeinschaft insgesamt aus“ (EKD 2007: 18).<sup>12</sup> Einen anderen Aspekt betont in diesem Zusammenhang das katholische Hirtenwort auch für den Fall eines funktionierenden staatlichen Gewaltmonopols: „Massive Menschenrechtsverletzungen in einem Land werden nicht mehr allein als innerstaatliche Angelegenheit angesehen, sondern auch als Friedensbedrohung für die Staatengemeinschaft“ (DBK 2000: 47).

Laut Evangelischer Kirche wird das staatliche Gewaltmonopol als Sicherheitsgarant für den Einzelnen nicht nur durch den Zerfall staatlicher Ordnung bedroht. Als wei-

---

11 *Idealtyp* hier gemeint im Weber'schen Sinne als typologischer Abgrenzungsbegriff – quasi ‚in Reinkultur‘ – im Unterschied zum Realtyp (Weber 2006: 14).

12 Diesen Aspekt der innerstaatlichen Gefährdung der internationalen Sicherheit greift bereits die Charta der Vereinten Nationen in ihrem zentralen Kapitel VII (Maßnahmen bei Bedrohung oder Bruch des Friedens [...] auf, auf die sich – wie weiter unten zu sehen – auch die EKD gerne bezieht. Bedauerlicherweise reicht nicht einmal die enorme militärische Macht der USA aus, diese in „state-building-power“ (Fukuyama 2007: XI) umzuwandeln.

tere Gefahr werden auch die zunehmenden „Tendenzen zur Erosion des staatlichen Gewaltmonopols durch Privatisierung von Sicherheitsaufgaben“ (EKD 2007: 106) gesehen. Dieser Aspekt der Auslagerung – auf Neudeutsch *Outsourcing* – hat im Weißbuch einen anderen Zungenschlag, da dort streng zwischen militärischen Kern- und allgemeinen Service-Aufgaben differenziert wird: „Die Bundeswehr konzentriert sich konsequent auf ihre Kernfähigkeiten. Kooperationen mit der Wirtschaft bei Service-Aufgaben bis hin zu einer völligen Entlastung von Aufgabenfeldern, die der private Sektor günstiger erbringen kann, werden weiterverfolgt“ (BMVg 2006: 84 f.).<sup>13</sup> Doch welche Lösungen bietet die Friedensdenkschrift für die genannten strukturellen Sicherheitsprobleme an?

Die Lehre vom „gerechten Krieg“, die besonders unter den Vorzeichen des internationalen Terrorismus eine Renaissance erfahren hat, wird von der Evangelischen Kirche als gangbarer Ausweg aus den verschiedenartigen Sicherheitsdilemmata rundheraus abgelehnt. Leitperspektive einer dezidiert christlichen Friedensethik könne laut EKD nur die Vorstellung vom „gerechten Frieden“ sein, d.h. die Einheit von Frieden und Gerechtigkeit (EKD 2007: 50). Die Denkschrift zitiert dazu u.a. aus dem Alten Testament Jesaja Kapitel 32, Vers 17: „Die Frucht der Gerechtigkeit wird Frieden sein und der Ertrag der Gerechtigkeit Ruhe und Sicherheit auf immer.“ Dass das Leitbild vom gerechten Frieden von zentraler Bedeutung für das protestantische Papier ist, erkennt man schon allein an der Tatsache, dass es bereits im Titel dieses Dokuments genannt wird. Diese eher abstrakte Vorstellung wird schließlich heruntergebrochen auf das Hier und Jetzt: „Das christliche Friedenszeugnis konkretisiert sich (...) im Eintreten (...) für einen gerechten Frieden als Leitbild einer kooperativen Weltordnung“ (EKD 2007: 124).

Die katholischen Bischöfe stehen ihren evangelischen Glaubensbrüdern dabei in nichts nach, da ihr Hirtenwort ausschließlich mit „Gerechter Friede“ überschrieben ist. Die römische Kirche sieht ihre zentrale friedenspolitische Aufgabe darin, im Prozess der politischen Meinungs- und Willensbildung „das Leitbild des gerechten Friedens ein(zu) bringen“ (DBK 2000: 34). Unter dem Motto „Gerechtigkeit schafft Frieden“ (DBK 2000: 36) sei der gerechte Frieden dann realisiert, wenn dem Menschen alles zugänglich gemacht werde, was er für ein menschliches Leben brauche.<sup>14</sup> Der Text der Bischofskonferenz fasst all dies zusammen in dem Postulat „Friede als Werk der Gerechtigkeit und der Solidarität“ (DBK 2000: 40). Das Leitbild des gerechten Friedens umfasst nach katholischer Lesart nicht nur eine politische, sondern auch eine transzendente Dimension. Die Kirche habe nämlich den göttliche Auftrag, „einen größeren, ‚messianischen‘ Frieden zu leben, der nicht auf Gewalt, sondern auf Vertrauen baut“ (DBK 2000: 89). Damit

<sup>13</sup> Maßgeblich zur Privatisierung von Sicherheitsaufgaben sind Jäger/Kümmel 2007; zur Kooperation zwischen Bundeswehr und Privatwirtschaft siehe Portugall 2007.

<sup>14</sup> Als Tätigkeitswort darf *leben* nicht mit *funktionieren* verwechselt werden.

verwirkliche sich die „Selbsttranszendenz der Kirche als Sakrament des Friedens“ (DBK 2000: 90), d.h. als göttliches Zeichen und Werkzeug.<sup>15</sup>

Anders als das Weißbuch von 2006, das im Zusammenhang mit einer kooperativen Weltordnung auch die Bedeutung von Europäischer Union und Atlantischer Allianz betont, subsumiert die Friedensdenkschrift von 2007 unter Hauptgaranten dieser Ordnung ausschließlich die Organisation der Vereinten Nationen. Unter der Überschrift *Internationale Zusammenarbeit* nennt die katholische Seite hingegen an erster Stelle die EU, erst an zweiter Stelle die UNO und darüber hinaus auch ausdrücklich die Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE)<sup>16</sup> (DBK 2000: 58 ff.). Interessanterweise betont nicht nur die Deutsche Bischofskonferenz, sondern auch der amtskirchenkritische katholische Theologe Hans Küng in diesem Zusammenhang ausdrücklich die europäische Integration als „ein neuartige(s) gemeinsame(s) Politikmodell der regionalen Kooperation und Integration, welches jahrhundertelange Gegensätze friedlich zu überwinden vermochte“ (Küng 2003: 20).<sup>17</sup>

Die Evangelische Kirche spricht nicht nur von einer kooperativen Weltordnung: „Gerechter Friede in der globalisierten Welt setzt den Ausbau der internationalen Rechtsordnung voraus.“ (EKD 2007: 124) Wichtigstes Dokument der internationalen Rechtsordnung wiederum ist seit ihrem Inkrafttreten im Oktober 1945 die Charta der Vereinten Nationen. Das konkrete Sicherheitsverständnis der Friedensdenkschrift leitet sich darüber hinaus direkt aus einem UN-Dokument ab, nämlich aus dem ersten „Bericht über die menschliche Entwicklung“ des Entwicklungsprogramms der Vereinten Nationen (*United Nations Development Program – UNDP*)<sup>18</sup> aus dem Jahre 1990. Die jährliche Herausgabe des UNDP-Berichts erfährt seit seinem ersten Erscheinen international besondere Aufmerksamkeit. Der Bericht von 1990 verknüpft die Konzepte „Menschliche Sicherheit“ und „Menschliche Entwicklung“ kausal dergestalt miteinander, dass er die Gewährleistung sowohl der Überlebens- als auch der Entfaltungsmöglichkeiten der einzelnen Menschen unter den verschiedenen gesellschaftlichen und staatlichen Rahmenbedingungen einfordert. Diesen Ansatz greift der

---

15 Das Sakrament geschehe als notwendige Zusage „(e)ntsprechend dem sozialen Charakter der Kirche und der inkarnatorischen Struktur der Gnade und des Heiles (...), um wirklich absolutes Engagement der Kirche als der eschatologisch siegreichen Präsenz und Repräsentanz der Gnade Gottes in Christus zu sein“ (Rahner/Vorgrimler 1964: 319).

16 Zwar erwähnt das Weißbuch 2006 an verschiedenen Stellen die OSZE, bezeichnenderweise nicht jedoch bei den „für die Sicherheit Deutschlands maßgeblichen Organisationen“ (BMVg 2006: 21 f.).

17 Auch Francis Fukuyama betont die Bedeutung regionaler Ansätze bei der Gewährleistung von Sicherheit, da die Welt viel zu verschiedenartig und komplex sei, um von einer einzigen globalen Körperschaft wie der UNO überwacht zu werden (Fukuyama 2007: 162).

18 Das UN-Entwicklungsprogramm entstand 1965 mit dem Ziel der Schaffung eines eigenständigen Instruments der Weltorganisation zur Finanzierung und Koordinierung der technischen Entwicklungshilfe. Oftmals werden dabei Entwicklungsprojekte zur Armutsbekämpfung finanziert, die nach marktwirtschaftlichen Kriterien keine internationalen Geldgeber finden würden (Gareis/Varwick 2003: 229 f.). Das UNDP arbeitet eng mit der Internationalen Arbeitsorganisation (ILO) zusammen, auf die sich interessanterweise die protestantische Friedensdenkschrift ausdrücklich auch beruft (EKD 116 f.).

Rat der EKD unmittelbar auf und verknüpft ihn mit dem eigenen Ansatz der Einheit von Frieden und Gerechtigkeit, d.h. mit der christlichen Lehre vom „gerechten Frieden“.

Unmissverständlich fordert die protestantische Friedensdenkschrift daher: „Staatliche Sicherheits- und Friedenspolitik muss von den Konzepten der ‚Menschlichen Sicherheit‘ und der ‚Menschlichen Entwicklung‘ her gedacht werden“ (EKD 2007: 125). In diesem Ansatz erkennt die Evangelische Kirche in Deutschland letztlich eine ur-christliche Forderung: „Die Verknüpfung beider Konzepte entspricht dem auf der menschlichen Würde basierenden Konzept des Gerechten Friedens“ (EKD 2007: 118).

Ein weiteres wesentliches Element, das die evangelische Denkschrift im Zusammenhang mit der Beziehung Staat/Sicherheit betont, ist der Gedanke der Rechtsstaatlichkeit (EKD 2007: 99). Auch das Weißbuch hebt wiederholt den Gleichklang von Demokratie und Rechtsstaatlichkeit hervor (BMVg 2006: 34). Merkwürdigerweise schränkt die EKD diesen Gleichklang in Bezug auf Länder „mit anderen Gesellschaftsstrukturen und geschichtlichen Traditionen“ (EKD 2007: 95 f.) ein. Diese sozialen Ordnungsprinzipien dürften dort nicht aufgezwungen werden. Soll man daraus schließen, dass Gerechter Friede auch ohne Demokratie und Rechtsstaatlichkeit möglich ist? Die katholischen Bischöfe ihrerseits betonen ausdrücklich die gegenseitige Bedingung von „Demokratisierung und Rechtsstaatlichkeit“ (DBK 2000: 48 ff.), der sie ein eigenes Unterkapitel widmen.

Im Unterkapitel 4.2.3 zu *Rolle und Auftrag der Bundeswehr* mahnt die Evangelische Kirche in Bezug auf die Auslandseinsätze „ein friedens- und sicherheitspolitisches Gesamtkonzept (an), das bisher noch nicht hinreichend erkennbar ist“ (EKD 2007: 95). Ähnlich äußern sich die katholischen Bischöfe im Unterkapitel II.7 *Bedeutung und Grenzen militärischer Mittel*, die im Zusammenhang mit der Behandlung von tatsächlich oder potentiell gewaltsamen Konflikten von der Notwendigkeit einer Einbettung in ein „politisches Gesamtkonzept“ (DBK 2000: 88) sprechen.

Bei der Prioritätensetzung innerhalb der deutschen Streitkräfte zugunsten der Auslandseinsätze erwähnt übrigens die protestantische Denkschrift das einzige Mal ausdrücklich das Weißbuch 2006. Auch an dieser Stelle wird die neuartige Schutzfunktion durch die veränderten Rahmenbedingungen als „konzeptionell noch wenig ausgestaltet und der Öffentlichkeit nicht ausreichend bewusst“ (EKD 2007: 97) bezeichnet. Umgekehrt geht das protestantische Dokument merkwürdigerweise mit keiner Silbe auf einzelne, konkrete Missionen ein (Dörfler-Dierken 2008: 33). Wie die Bundeskanzlerin im Vorwort zum Weißbuch 2006, so betont auch der Rat der EKD die „Notwendigkeit einer breiten öffentlichen Diskussion über den Auftrag der deutschen Streitkräfte“ (EKD 2007: 95).

Der Absatz 154 des evangelischen Textes beschäftigt sich mit der Führungsphilosophie der Bundeswehr, der sogenannten Inneren Führung. Darin wird immerhin lobend erwähnt, dass das Leitbild vom Staatsbürger in Uniform<sup>19</sup> „weitgehend verwirklicht (ist)“

19 Dem Leitbild vom Staatsbürger in Uniform widmet das Weißbuch, wie nicht anders zu erwarten ist, ein eigenes Unterkapitel (BMVg 2007: 78-81).

(EKD 2007: 98). Die katholischen Bischöfe widmen der Inneren Führung sogar ein eigenes Unterkapitel. Kernbegriffe sind hierbei „Gewissensfreiheit“ und „ethisch verantwortetes Entscheidungsverhalten der Soldaten“ (DBK 2000: 81).

#### 4. Fazit: Orientierung und Diskussionsgrundlage

Sonderlich innovativ oder originell ist das jüngste Weißbuch der Bundesregierung nicht gerade in Bezug auf die Rolle des Staates bei der Wahrnehmung von Sicherheitsaufgaben. Dies gilt sowohl bei der Darstellung der Gegenwart als auch bei dem Ausblick in die Zukunft: „Staatliches Handeln bei der Sicherheitsvorsorge wird künftig eine noch engere Integration politischer, militärischer, entwicklungspolitischer, wirtschaftlicher, humanitärer, polizeilicher und nachrichtendienstlicher Instrumente der Konfliktverhütung und Krisenbewältigung voraussetzen“ (BMVg 2006: 169). Gemeint ist hier sicherlich kein abstraktes *staatliches Handeln*, sondern in erster Linie das konkrete Handeln des Staates Bundesrepublik Deutschland. Auch in Bezug auf die künftige Rolle des staatlichen Instruments *Militär* drücken sich die Autoren des Weißbuchs unverbindlich abstrakt aus: „Die künftige Rolle von Streitkräften wird maßgeblich davon geprägt, dass mit Blick auf das veränderte internationale Umfeld ein wirksamer Schutz des Landes und seiner Menschen nur mit einer gesamtstaatlichen Sicherheitsvorsorge durch eine vernetzte Sicherheitspolitik gewährleistet werden kann“ (BMVg 2006: 169). Auch hier ist zweifelsohne vornehmlich die Bundeswehr gemeint. Wie bereits festgestellt: die Ansätze „integriert“, „gesamtstaatlich“ und „vernetzt“ sind weder besonders innovativ, noch besonders konkret.

Nicht unbedingt konkreter, wohl aber umfassender ist da schon der Ansatz der Evangelischen Kirche in ihrer Friedensdenkschrift von 2007. Das Sicherheitsproblem wird dort heruntergebrochen von den Höhen der internationalen Beziehungen auf das innergesellschaftliche Einüben der gewaltfreien Austragung von sozialen Konflikten: „Strategien zur Verständigung und Kooperation zwischen Staaten sind glaubwürdig, wenn sie auch das Innere der Gemeinwesen prägen. Der gewaltfreie Umgang mit den Konflikten innerhalb der Industriegesellschaften<sup>20</sup> ist gewissermaßen die Schule, in der Fähigkeiten gelernt werden, die es ermöglichen, mit den großen sozialen Herausforderungen der Welt in der Perspektive des gerechten Friedens umzugehen“ (EKD 2007: 122 f.). Bei allem erkennbaren Bemühen der Autoren um allgemeingültige Objektivität darf aber der Hinweis nicht unterschlagen werden, dass es sich hier um die Friedensdenkschrift einer der beiden großen christlichen Kirchen in Deutschland handelt. So äußert sich der Rat der EKD nicht nur zur Friedensaufgabe des Staates, sondern auch zur Friedensaufgabe der Christen

---

20 Die EKD scheint den Übergang von der Industrie- zur Informationsgesellschaft noch nicht mitbekommen zu haben.

in den entsprechenden Staaten: „Frieden zu bezeugen und für die Versöhnung auch dort zu arbeiten, wo Misstrauen, Gewalt und Unterdrückung herrschen“ (EKD 2007: 125).

Die Katholische Kirche verfolgt einen anderen Ansatz. Sie wirbt auf der einen Seite auf den Höhen der internationalen Beziehungen – um den Begriff von oben wieder aufzugreifen – für das Ziel, „die Verfügungsmacht der Staaten über Mittel militärischer Gewalt zunehmend der Weltgemeinschaft zu übertragen“ (DBK 2000: 61). Auf der anderen Seite betont sie dezidiert christlich den „Geist der Gewaltfreiheit“, der sich in Friedensdienst („Kampf und Kontemplation“) sowie in Friedensgebeten („Frieden kann letztlich nur mit Gott gelingen“) widerspiegeln solle (DBK 2000: 113 f.). Der wichtigste Beitrag, den die Katholische Kirche nach eigenem Bekunden „zum Frieden in der Welt zu leisten hat, besteht darin, dass sie in sich selbst zum ‚Sakrament des Friedens‘ wird, zum Zeichen, an dem die gewaltbestimmte Schöpfung sich in ihrer Friedenssuche orientieren kann“ (DBK 2000: 11).

Innerhalb der Bundeswehr gibt es allerdings sehr wohl einen originellen und umfassenden Ansatz, der sowohl im Weißbuch von 2006 als auch in der Friedensdenkschrift von 2007 und dem Hirtenwort von 2000 lobend erwähnt wird: die Führungsphilosophie der Inneren Führung. In der Person des geistigen Vaters der Inneren Führung, General Wolf Graf von Baudissin, gibt es auch einen gemeinsamen Nenner zwischen Bundeswehr und Evangelischer Kirche in Deutschland. Die protestantische Prägung des Grafen<sup>21</sup> hat nämlich in nicht unerheblichem Maße das Menschenbild des Staatsbürgers in Uniform beeinflusst: „Mit dem Staatsbürger meinen wir weder den Spießbürger noch den *bourgeois*, d.h. keinen Menschen, der nur seinen eigenen Lebenskreis oder lediglich die Interessen seiner eigenen Gruppe sieht, sondern gerade einen Menschen, der sich mit seinem Staate identifiziert, der sich für das Leben und die Entwicklung der staatlichen Gemeinschaft mitverantwortlich fühlt“ (Baudissin-Manuskript einer Ansprache im Südwestfunk am 9. Dezember 1954 [BDZ 54,22.1/1] abgedruckt in Dörfler-Dierken 2006: 117). Überhaupt hat die „Unternehmensphilosophie“ des Generals eine enorme intellektuelle Breite: „Innere Führung (...) ist kein Konzept speziell für das deutsche Militär; Innere Führung ist eine Konzeption für eine verteidigungsbereite Gesellschaft, deren freiheitliche Werte auch im Raum der Armee Geltung haben sollen“ (Dörfler-Dierken 2005: 192). In diesen Zusammenhang passt auch das Bild vom „Staatsbürger mit und ohne Uniform“ (Jung 2006: 4), das der Minister in seinem Vorwort zum Weißbuch gebraucht.

Insgesamt betrachtet gibt es überraschenderweise mehr Übereinstimmungen als Unterschiede in der Bewertung der Rolle des Staates zwischen Weißbuch, Friedensdenkschrift und Hirtenwort. Sowohl die Bundesregierung als auch der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland als auch die Deutsche Bischofskonferenz sehen in der Gewährleistung von Sicherheit ein ganz zentrales Staatsziel. Der Erreichung dieses Zieles fühlen sich die Autoren aller Dokumente verpflichtet, auch wenn sie dazu unterschiedliche Ansätze ver-

21 Dies ist anschaulich herausgearbeitet worden bei Dörfler-Dierken 2005.

folgen. Weißbuch, Friedensdenkschrift und Hirtenwort bieten hierfür ebenso Orientierungsmöglichkeit wie Diskussionsgrundlage – und das ist gut so!

### *Literaturverzeichnis*

Abou Taam, Marwan (2007): Deutsche Sicherheit im Spannungsfeld des internationalen Terrorismus und der Weltpolitik. Gesellschaftspolitische Schriftenreihe der Begabtenförderung der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V. Band 1. Hamburg: LIT Verlag.

Bundesakademie für Sicherheitspolitik (Hrsg.) (2001): Sicherheitspolitik in neuen Dimensionen. Kompendium zum erweiterten Sicherheitsbegriff. Hamburg: Mittler.

BMVg – Bundesministerium der Verteidigung (Hrsg.) (1994): Weißbuch zur Sicherheit der Bundesrepublik Deutschland und zur Lage und Zukunft der Bundeswehr. Bonn.

BMVg – Bundesministerium der Verteidigung (Hrsg.) (2006): Weißbuch 2006 zur Sicherheitspolitik Deutschlands und zur Zukunft der Bundeswehr. Berlin.

Chojnacki, Sven (2005): Gewaltakteure und Gewaltmärkte: Wandel der Kriegsformen? In: Frech/Trummer (Hrsg.) 2005: 73-99.

Dörfler-Dierken, Angelika (2005): Ethische Fundamente der Inneren Führung. Baudissins Leitgedanken: Gewissensgeleitetes Individuum – Verantwortlicher Gehorsam – Konflikt- und friedensfähige Mitmenschlichkeit. Strausberg: SOWI-Berichte 77.

Dörfler-Dierken, Angelika (Hrsg.) (2006): Graf von Baudissin. Als Mensch hinter den Waffen. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Dörfler-Dierken, Angelika (2008): Neue Herausforderungen – neue Antworten? Zur neuen Friedensdenkschrift der EKD. In: epd-Dokumentation (Evangelischer Pressedienst) Nr. 22/23 2008, 32-36.

Dörfler-Dierken, Angelika/Portugall, Gerd (Hrsg.) (2009): Friedensethik und Sicherheitspolitik. BMVg-Weißbuch 2006 und EKD-Friedensdenkschrift 2007 in der Diskussion. (Band 8 der Schriftenreihe des Sozialwissenschaftlichen Instituts der Bundeswehr). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften (im Erscheinen).

Ebeling, Klaus (2006): Militär und Ethik. Moral- und militärkritische Reflexionen zum Selbstverständnis der Bundeswehr. Beiträge zur Friedensethik Band 41. Stuttgart: Kohlhammer.

EKD – Evangelische Kirche in Deutschland (Hrsg.) (2007): Aus Gottes Frieden leben – für gerechten Frieden sorgen. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus.

Frech, Siegfried/Trummer, Peter I. (Hrsg.) (2005): Neue Kriege. Akteure, Gewaltmärkte, Ökonomie. Schwalbach/Ts.: Wochenschau.

Fukuyama, Francis (2004): Staaten bauen. Die neue Herausforderung internationaler Politik. Berlin: Propyläen.

Fukuyama, Francis (2007): *After the Neocons. America at the Crossroads*. London: Profile Books.

Gareis, Sven Bernhard (2005): *Deutschlands Außen- und Sicherheitspolitik. Eine Einführung*. Opladen: Barbara Budrich.

Gareis, Sven Bernhard/Varwick, Johannes (2003): *Die Vereinten Nationen. Aufgaben, Instrumente und Reformen*, 2. Auflage, Bonn: Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung Band 403.

Götze, Catherine (2005): *Humanitäre Hilfe – Das Dilemma der Hilfsorganisationen*. In: Frech/Trummer (Hrsg.) 2005: 119-146.

Hartmann, Jürgen (2001): *Internationale Beziehungen*. Opladen: Leske + Budrich.

Huber, Wolfgang (2007): Vorwort. In: EKD (Hrsg.) 2006: 7-10.

Jäger, Thomas/Kümmel, Gerhard (Eds.) (2007): *Private Military and Security Companies. Chances, Problems, Pitfalls and Prospects*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Jung, Franz Josef (2006): Vorwort des Bundesministers der Verteidigung. In: Bundesministerium der Verteidigung (Hrsg.) (2006): 4-5.

Kantner, Cathleen/Sandawi, Sammi (2005): *Der Nationalstaat und das Militär*. In: Leonhard/Werkner (Hrsg.) (2005): 24-49.

Kersten, Jens (2000): *Georg Jellinek und die klassische Staatslehre. Beiträge zur Rechtsgeschichte des 20. Jahrhunderts*, Band 28. Tübingen: Mohr (Siebeck).

Küng, Hans (2003): *Weltpolitik und Weltethos. Zur Problemstellung*, in: Küng/Senghaas (Hrsg.) (2003): 17-68.

Küng, Hans/Senghaas, Dieter (Hrsg.) (2003): *Friedenspolitik. Ethische Grundlagen internationaler Beziehungen*. München: Piper.

Leonhard, Nina/Werkner, Ines-Jacqueline (Hrsg.) (2005): *Militärsoziologie – Eine Einführung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Merkel, Angela (2006): Vorwort der Bundeskanzlerin. In: Bundesministerium der Verteidigung (Hrsg.) (2006): 2-3.

Merle, Marcel (1982): *Sociologie des relations internationales*, 3e édition, Paris: Dalloz.

Münkler, Herfried (2003): *Die neuen Kriege*, 5. Auflage, Reinbek bei Hamburg: Rowolth.

Münkler, Herfried (2005): *Die neuen Kriege*. In: Frech/Trummer (Hrsg.) (2005): 13-32.

Portugall, Gerd (2007): *Die Bundeswehr und das Privatisierungsmodell der „Öffentlich-Privaten-Partnerschaft“ (ÖPP)*. In: Richter 2007: 141-158.

Rahner, Karl/Vorgrimler, Herbert (1964): *Kleines theologisches Wörterbuch*, 4. Auflage, Herder: Freiburg i.Br.

Richter, Gregor (Hrsg.) (2007): *Die ökonomische Modernisierung der Bundeswehr. Sachstand, Konzeptionen und Perspektiven*. Schriftenreihe des Sozialwissenschaftlichen Instituts der Bundeswehr Band 4. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Rittberger, Volker (2003): Weltregieren: Was kann es leisten? Was muss es leisten? In: Küng/Senghaas (Hrsg.) (2003): 177-208.

Tetzlaff, Rainer (2003): Staats- und Zivilisationszerfall. Wird Afrika anschlussfähig an die globalisierte Welt? In: Küng/Senghaas (Hrsg.) (2003): 321-383.

Walter, Bern (2006): Einsatz der Bundeswehr zur Gewährleistung von Innerer Sicherheit – eine sicherheitsstrategische Grundsatzfrage im Spannungsfeld zwischen Verfassungsrecht und staatlichen Gewährleistungspflichten. In: Neue Zeitschrift für Wehrrecht, 48: 2, 70-84.

Weber, Max (2006): Wirtschaft und Gesellschaft (1921). Paderborn: Voltmedia.

Zippelius, Reinhold (1999): Allgemeine Staatslehre (Politikwissenschaft). Ein Studienbuch. 13. Auflage. München: C.H. Beck.



Sonstiges



## „Mitten drin – und doch anders“

Robert Zollitsch

Bernhard von Baden: ein Soldat als Patron

Vortrag bei der Begegnung der süddeutschen Militärseelsorger mit der Leitung der Bundeswehr im Geistlichen Zentrum St. Peter am 11. Januar 2008



Sehr geehrter Herr Generalinspekteur Schneiderhan,  
lieber Herr Generalvikar Wakenhut, Herr Militärdekan Bartmann,  
liebe Mitbrüder im priesterlichen Dienst,  
Schwestern und Brüder in der Gemeinschaft des Glaubens!

St. Peter, dieser wunderbare Ort, ist auf vielfältige Art und Weise mit der Geschichte unserer Erzdiözese verflochten; St. Peter als ganzes und nicht zuletzt dieser Raum hier, die heutige Hauskapelle.

Lassen Sie mich ein wenig ausholen: In seiner Gestalt geht dieser Raum, früher der Kapitelsaal, zurück auf Philipp Jakob Steirer, den bedeutendsten Abt im 18. Jahrhunderts. Abt Philipp Jakob Steirer nun gehört zu jenen, die die Seligsprechung Bernhards von Baden vorangetrieben hatten. 1769 war sie zustande gekommen, und 1777 erreichte der Abt, dass das Bernhardsfest, römisch approbiert, nun auch groß gefeiert werden durfte. Aus diesem Anlass fertigte Matthias Faller, der hochbegabte Schwarzwälder Bildhauer, die Bernhardsstatue an, die wir – hier vorne – heute noch in der Kapelle bewundern können. Sogar – kostbarer Besitz des alten Klosters – eine Reliquie ist eingearbeitet.

Als nun wenige Jahrzehnte nach diesen Ereignissen für das durch Napoleon geschaffene neue Großherzogtum Baden die Erzdiözese Freiburg entstand, war bald klar, dass Bernhard aus katholischer Sicht der Patron des neuen Landes Baden werden musste. So kam es dann auch.

Und das gerade begonnene Jahr 2008 nun gestalten wir im Erzbistum Freiburg als Bernhardsjahr: vor 550 Jahren ist Bernhard in Oberitalien, in Moncalieri, gestorben.

Warum erzähle ich Ihnen das heute? Mir ist wieder neu bewusst geworden, dass wir in unserer Erzdiözese mit Bernhard von Baden einen Soldaten als Landespatron haben, sogar einen, der aufgrund seiner Herkunft, wie wenige andere, in die Herausforderungen und Konfliktkonstellationen seiner Zeit hinein verwoben war. Von daher meine ich, dass seine Person gerade heute für uns hier, für Sie, die Militärseelsorger, recht bedeutsam sein dürfte.

Arbeiten wir daher jetzt sein Profil im Blick auf uns, die wir jetzt hier versammelt sind, und zwar in dieser ganz besonderen Konstellation versammelt sind, etwas genauer heraus! Als Motiv bietet sich an: „Mitten drin – und doch anders“.

„Mitten drin“: Was mich an Bernhard immer wieder fasziniert, ist, dass wir in ihm einem glaubenden Menschen begegnen, der mitten hineinging in die Herausforderungen seiner Zeit. Es gibt ja so etwas wie eine „fromme Versuchung“: Aus lauter Angst, ich könnte meinem Glauben nicht gerecht werden, halte ich mich aus allem heraus, übernehme ich kein Amt, keine Verpflichtung und keine Aufgabe und schaue dann – spirituell verklärt – herunter auf die, die sich in den Niederungen dieser Welt abmühen. – Ganz anders Bernhard!

Wir können uns die Szenerien nicht plastisch genug vor Augen führen: Die Jugendjahre Bernhards waren geprägt von der Auseinandersetzung zwischen den Südwestdeutschen Landesherren und den zwischen ihren Territorien eingesprengten Reichsstädten. Die einen wollten ein möglichst zusammenhängendes Land zur Verfügung haben, gleichsam einen Flächenstadt; die Städte hingegen wollten die Früchte des Handels und des Handwerks für sich behalten. Es kam hier im Südwesten zum so genannten „Städtekrieg“. Und dabei zerstörte man vom Gegner, was man nur konnte, immer wieder und das durch Jahre hindurch. Wir können uns kaum vorstellen, wie brutal es zugeht. Baden war voll in die Auseinandersetzungen verwickelt; und bei den Städten war – heute würden wir sagen: Wie hätte es anders sein können? – eine schwäbische Stadt, nämlich Esslingen führend.

Interessant nun: Gerade die Esslinger werden Bernhard nach seinem Tod mit einem geradezu rührenden Beileidsschreiben ehren; ich darf aus dem Original zitieren: „inecklich laid“ tut den Esslinger Bürgern „die hinschaidung“ des ehemaligen Feindes.

Was ist da geschehen? „Sin vil tugendryche übung“, hat sie, die Gegner, schlicht und einfach überzeugt! Da hat einer Verantwortung übernommen, mitten in einer Gemengelage, wo gut und böse gar nicht eindeutig zu unterscheiden waren. Da hat einer das gezeigt, was Bernhard Welte und Karl Rahner einmal „Mut zur Tugend“ genannt haben. Da hat einer „ja“ gesagt zu der Macht und den Möglichkeiten, die er hatte, und sie schlicht und einfach zum Guten benutzt. So etwas ist möglich! Das ging damals bei Bernhard sicher nicht ohne Taktieren ab und sicher auch nicht ohne problematische Entscheidungen und schwierige Kompromisse. Aber entscheidend ist: Er hat sich drangewagt! Er hat Mut zur Tugend bewiesen und Mut zur Gestaltung unserer Wirklichkeit, so wie sie nun einmal ist und nicht wie wir sie uns erträumen. Er hat jenen Unterschied beherzigt, den Paul Michael Zulehner den Unterschied zwischen „christentümelnder Weltverklärung“ und tatsächlichem christlichem Engagement nennt.

Liebe Brüder im Glauben! Sie begleiten Menschen, die mitunter in großen Konfliktsituationen Verantwortung übernehmen müssen. Gerade Auslandseinsätze sind voll und ganz hinein verwoben in politische Gemengelagen. Eigenständige, starke Persönlichkeiten, die Ethos und Klugheit, Taktik und Wahrhaftigkeit verbinden können, sind gefragt. Mut, Eigenverantwortung und Tatkraft sind mitunter die entscheidenden



*Von links: Militärdekan Bartmann, Generalinspekteur Schneiderhahn, Erzbischof Zollitsch, Militärgeneralvikar Wakenhut im Geistlichen Zentrum St. Peter*

christlichen Tugenden. Von Bernhard von Baden herkommend ergibt sich von daher ein klarer Impuls: Seelsorge dient der Entfaltung einer starken Persönlichkeit, die Mut hat, die tatsächliche Wirklichkeit in all ihren Ambivalenzen christlich zu formen und zu prägen.

Freilich, es wird immer auch die ganz andere Seite geben und geben müssen: Als Seelsorger haben wir zu trösten, als Seelsorger haben wir für die Schwachen da zu sein, als Seelsorger müssen wir denen dienen, die gerade Leid erfahren und Unrecht erdulden. Das ist völlig klar! Aber es braucht auch das andere: Die Stärkung derer, die Stärke zeigen müssen. Das ist etwas, was ich in den letzten Jahren als seelsorgerliche Aufgabe neu zu schätzen gelernt habe und als Herausforderung für uns ansehe: Die Sorge für die, die Verantwortung tragen, die Sorge für die, die gesellschaftliche und politische Wirklichkeit prägen! Was soll geschehen mit unserem Land, wenn nicht wir das christliche Ethos bei jenen Menschen auszuprägen helfen, die mitunter einsame Entscheidungen zu fällen haben. Eine Gestalt wie Bernhard von Baden macht „Mut zur Tugend“!

Doch noch einmal zurück zu seiner konkreten Lebensgeschichte: Wie entwickelte er sich weiter? An und für sich sollte er seine vorgesehene Stellung antreten. Aber er verzichtet für zehn Jahre auf sein Erbteil und stellt sich dem Kaiser zur Verfügung.

Das hatte seinen Grund: 1453 ist Konstantinopel gefallen, die Türken sind dabei, den ganzen Balkan zu erobern, und die Europäer streiten miteinander, gegeneinander; die Lage ist katastrophal. Bernhard arbeitet im Auftrag des Papstes an einem Bündnis der christlichen Staaten, er will einen neuen Kreuzzug zuwege bringen.

Natürlich, wir können die Biographie des Bernhard nicht direkt in einen Impuls für uns übersetzen. Wir wissen um die Problematik der Kreuzzüge, völlig klar. Aber ich denke, wir alle sind historisch so versiert, dass wir erkennen, was die eigentliche Herausforderung ist, der sich Bernhard gestellt hat:

Da ist alles, wofür wir stehen, in Gefahr. Der Boden unter den Füßen droht wegzubrechen. Und die meisten merken es nicht!

Die Werte, für die unser Staat steht, die Demokratie, die Freiheit, auch die Glaubensfreiheit, die Tatsache, dass breiteste Kreise Zugang zu Bildung haben, die Tatsache, dass uns keine korrupten Cliquen beherrschen, das alles ist alles andere als selbstverständlich. Aber realisieren das die Menschen? Ist nicht im allgemeinen Bewusstsein selbstverständlich geworden, was alles andere als selbstverständlich ist? Wer, wenn nicht wir als Seelsorger, hat die Pflicht, immer wieder zu thematisieren, worauf ein Staat ruht? Wir alle kennen doch das Wort des Freiburger Verfassungsrichters Ernst Wolfgang Böckenförde: Der Staat ruht auf Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann. Ich bin der festen Überzeugung, dass gerade junge Menschen, die in der Bundeswehr Dienst tun, so etwas brauchen wie ein Sinngefüge für ihre Aufgabe, das weit über die konkreten praktischen Verpflichtungen hinausgeht.

Seelsorger zu sein bei der Bundeswehr, das scheint mir zu bedeuten, so etwas zu sein wie ein Fachmann fürs ganz Grundsätzliche.

Das geht aber nur, wenn sie mitten drin sind bei den Menschen, bei denen, die die große Verantwortung tragen, und bei denen, die schlicht und einfach Dienst tun. Mitten drin – sonst geht es nicht.

Aber gerade so haben sie die Chance, das ganz Andere auch zu thematisieren und hineinzutragen: Ohne ein eigenständiges Ethos, das ihn erst zur Persönlichkeit macht, ist ein Vorgesetzter nur ein Mann des Apparates. Und ohne das Gespür für den Sinn des Dienstes ist der einfache Soldat nur ein Rädchen im Getriebe. Beides aber widerspräche unserem Bild des Menschen.

„Einsatz weiß Gott wo“ – dieses Motiv steht über diesen Tagen der Begegnung hier in St. Peter; Herausforderung und Zusage in einem.

Noch einmal zu Bernhard: er ist losgezogen, hat versucht zu überzeugen, buchstäblich „weiß Gott wo ...“, jedenfalls weit, weit weg von seiner Heimat. Er ist vordergründig sogar gescheitert, eine große Koalition der Christen hat er nicht zustande gebracht, sogar gestorben ist er unterwegs, fern der Heimat. Das ist ein Teil jener Wahrheit, für die das Leben Bernhards steht. Und irgendwie ist und bleibt das auch für Sie, liebe Mitbrüder, eine Wahrheit, eine mögliche Wahrheit. Ihr Dienst mutet ihnen mehr und mehr die Fremde zu, und ob sie den großen Erfolg haben werden in ihrer Arbeit, bleibt auch offen. Und gefährlich, gefährlich ist ihr Dienst als Militärseelsorger auch, und aller Voraussicht nach wird er in den nächsten Jahren eher noch gefährlicher werden.

Liebe Schwestern und Brüder! In diesem Jahr sind es 550 Jahre, dass Bernhard gestorben ist. Aber bis heute spüren wir:

Da hat es einer ganz und gar ehrlich gemeint. Da hat einer Verantwortung übernommen, weil er ein Mensch mit einer Überzeugung war. Da wusste einer ganz und gar, wofür er stand und worauf es ankam.

Als Militärpfarrer zu leben, das ist eine ganz spezifische Form der Nachfolge Jesu, eine, von der ich meine, dass sie in Zukunft herausfordern wird.

Bernhard stelle ich mir ausgesprochen markant vor in seiner Persönlichkeit, geradlinig und treu. Er konnte das, weil sein Herz, sein Gewissen, ausgesprochen sensibel war und fein. Mitten drin war er daheim – und doch ganz anders.

Ich bin überzeugt, unser Bernhard von Baden ist guter Patron auch für Sie! Gott segne Sie in ihrem verantwortungsvollen Dienst! Amen.

## Naturwissenschaft und Religion – Wissen und Glauben

Rainer Schadt

Ein Essay zu einem scheinbar unmöglichen Verhältnis

*„Alle Wissenschaft hat als Ausgangspunkt ein Zweifeln, gegen das der Glaube sich auflehnt.“ (Andre Gide 1869–1951, franz. Schriftsteller)*

*„Im christlichen Glauben hat die Vernunft nichts zu suchen und die Naturwissenschaft nichts zu melden.“ (Klaus Berger, Heidelberger Theologe 1940-)*

Am 11. September (!) 2007 erschien das Buch „Gotteswahn“ des britischen Evolutionsbiologen Richard Dawkins. Er versucht darin, jegliche Religion als sinnlose Hirngespinnste abzuweisen und erhebt im Gegenzug die Evolutionslehre zu der zentralen Theorie, mit der man die Entstehung des Lebens in all seinen Erscheinungsformen allein erklären könne.

Dawkins entfacht damit eine Debatte erneut an, die seit einem Beitrag des Wiener Kardinals Christoph Schönborn in der „New York Times“ 2005 erregt geführt wird: Sind Evolutionslehre und christlicher Glaube vereinbar? Oder widerlegt gar die Darwinsche Evolutionslehre den christlichen Glauben?

Die heutigen Naturwissenschaften befassen sich in vielfältiger Weise mit dem Menschen und der Natur insgesamt und werfen dabei Fragen grundsätzlicher Natur auf, ohne dabei oft die Theologie, die Philosophie und die Bibelwissenschaften auch nur zu beachten.

Wichtige Stichworte, die in letzter Zeit öffentlich und sehr aufgeregt diskutiert wurden und die Brisanz des Themas anzeigen sind: neben der schon erwähnten Evolution die Schöpfung, das Verhältnis Tier-Mensch, Geist-Hirn, Willensfreiheit, Lebensbeginn, Lebende, Denken, Biomedizin, Gen-Technik, Neurotheologie usw..

Die Schlüsselfrage lautet also:

Gibt es eine grundsätzliche und prinzipielle Vereinbarkeit naturwissenschaftlicher und religiöser Erkenntnisse und Perspektiven oder nicht? Oder hat Georg Christoph Lichtenberg, deutscher Physiker und Schriftsteller (1742-1799) recht, wenn er schreibt: *„Kindliche Wundermärchen über das Wandeln auf dem Wasser und Wiederauferstehung eines Toten*



*Militärdekan Monsignore  
Rainer Schadt*

*werden um so eher als Wunder geglaubt, je weniger die eigene Bildung dazu befähigt, die tatsächlichen Wunder des Mikrokosmos, des Universums und der unendlich komplizierten Systeme des Lebens auch nur annähernd als solche wahrzunehmen“.*

## Ein Blick in die Geschichte

Religion und Wissenschaft, Glaube und Wissen, Gott und Vernunft, alles das scheint miteinander völlig unvereinbar zu sein. Der Kampf, der sich zwischen diesen beiden Welten zuzutragen scheint, ist nicht irgendeiner, sondern in gewisser Weise der Kampf um Sein oder Nichtsein.

Religion als Religionswissenschaft war das Ende der Religion und Wissenschaft als Religion war der Beginn eines grandiosen menschlichen Selbstbetruges, der bis heute anhält.

Der Konflikt zwischen Wissenschaft und Religion, Glauben und Wissen, beruht nicht auf geschichtlichen Zufällen. Er war vielmehr von Geburt der Wissenschaft an nicht zu vermeiden.

Die Naturreligionen, die Stammesreligionen, aber auch noch der antike Götterglaube sahen die ganze Welt mythisch, geheimnisvoll, sahen sie durchdrungen von furchterregenden Geistern oder göttlichen Kräften. Die Religion war das Mittel, diese Kräfte durch ein bestimmtes Verhalten kontrollieren zu können. Wer Gott oder die Götter lästerte, bekam die Quittung: Daidalos, Prometheus, Sisyphos waren die Namen tragischer Rebellen, die ihren Ungehorsam gegen die Götter teuer bezahlen mussten.

Im völligen Gegensatz dazu stand die Haltung der frühen griechischen „Wissenschaftler“, den vorsokratischen Philosophen. Sie kümmerten sich einfach nicht um die Götter, sondern suchten nach Gesetzmäßigkeiten, um sich einen Reim auf das machen zu können, was sie umgab.

Ergebnis waren die merkwürdigen Lehren der vier Elemente der Welt (Feuer, Wasser, Luft, Erde) und der vier Temperamente des Menschen (cholisch, sanguinisch, melancholisch, phlegmatisch).

Diese Bemühungen des 7. bis 5. Jahrhunderts v. Chr. waren schlicht der Versuch, sich die Welt mit Hilfe der Vernunft und nicht mit irgendwelchen Mythen zu erklären.

Die Römer später waren vor allem technisch brillant, aber eine systematische Wissenschaft betrieben sie nicht. Ähnlich steht es mit Indien, China und anderen Hochkulturen. Zwar gab es immer mal wieder einzelne Erfindungen (z. B. das Schießpulver), aber man verfolgte das weder systematisch wissenschaftlich noch gar unter dem Gesichtspunkt einer technischen Verwendbarkeit.

Die europäische Mentalität des systematischen und zweckmäßigen Zugriffes auf die Welt, die dann später zur Entstehung der Wissenschaft in unserem heutigen Verständnis führte, diese Mentalität entstand durch: das Christentum!

Das Christentum nämlich war es, das zum ersten Mal eine Verbindung zwischen Glauben und Wissen zuließ: indem es als Religion den begrifflichen und technischen Zugriff auf diese Welt zuließ, ja sogar förderte.

Der christliche Glaube, dass Gott Mensch geworden war, hob alle Menschen in eine Höhe, die ihnen in keiner anderen Religion bisher zugebilligt wurde. Dieses neue Selbstbewusstsein nahm den Menschen endlich die mythische Angst vor der Welt und erlaubte ihnen die Entwicklung systematischer Wissenschaft und funktionierender Technik.

Alles das geschah natürlich nicht schlagartig, sondern im Laufe eines Jahrhunderts währenden Prozesses der inhaltlichen Aneignung des Christentums durch die Christen. Es geht hier um die soziologischen Auswirkungen einer Religion, die das Phänomen erklären, warum ausgerechnet Europa, das keinesfalls über die ältesten kulturellen Wurzeln verfügt, in der Neuzeit der Welt zunächst die Gesetze und heute noch zumindest die „westliche“ Mentalität vorschreiben kann.

Ursprünglich gab es beim Christentum den eigentlich unvermeidlichen Kampf zwischen Religion und Wissenschaft nicht. Im Gegenteil. In vielen Religionen konnte sich Wissenschaft nur außerhalb dieser Religionen entwickeln. Im Einflussbereich des Christentums war das zunächst völlig anders. Es waren christliche, ja sogar kirchliche Schulen und Universitäten, die in einer Atmosphäre völliger Freiheit die Entwicklung dessen, was man später Geisteswissenschaften nennen sollte, förderten. „Heidnische“ Philosophen wurden studiert und zitiert. Das hohe Mittelalter erkannte dann aber auch in der Natur nicht nur, motiviert von Franz von Assisi und anderen, die Schönheiten der Schöpfung Gottes, sondern es wandte sich der Natur auch mit systematischer Wissbegier zu. Albert der Große (1200-1280), der Lehrer von Thomas von Aquin, gilt als erster wirklicher Naturwissenschaftler.

Also: der Gott der Wissenschaftler des Mittelalters war der christliche Gott, und sie sahen keinen Widerspruch zwischen ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit und ihrem Glauben.

In der Renaissance waren die geistigen Helden die Künstler. Sie dachten sich die Welt nicht bloß, sondern versuchten sie zu sehen, wie sie wirklich war.

Leonardo da Vinci war so ein Künstler: universalgelehrt und universalinteressiert.

Aber die Welt hatte sich verändert: in der Krise des Christentums um das Jahr 1500 und mit der Wiederkunft des antiken Heidentums blieb unklar, was nun eigentlich „Religion“ noch sein sollte. Und die sich erst bildende Wissenschaft war in Gefahr, sich ohne Unterschied mit ernsthaften Forschungen und mit abergläubischen Unsinn zu befassen.

Kopernikus nun sah die Sonne im Mittelpunkt des Planetensystems. Luther nannte ihn einen Narren. Papst Paul III. war über die Erkenntnis von Kopernikus erfreut. Christoph Kolumbus entdeckte Amerika und er und Magellan waren bei ihren Entdeckungsreisen nicht über den Rand der Weltscheibe gefallen.

1572 wurde der bis dahin geltende julianische Kalender auch wegen mathematischer (!) Ungenauigkeiten durch Papst Gregor XIII. abgeschafft. Es entstand der bis heute gültige gregorianische Kalender auf der Basis des kopernikanischen Weltbildes.

Der Fall Galileo Galilei schließlich wird in der historischen Folge gemeinhin als Kriegserklärung der Kirche an die Wissenschaft bis heute (fälschlicherweise) gesehen. Weil er behauptet hätte, „die Erde ist rund“, hätte man ihn gefoltert, verurteilt und verbannt. Was für ein historischer Unsinn. Seine Hauptthese war: wenn sich ein Widerspruch zwischen Bibel und Wissenschaft ergebe, dann müsse eben die Bibel anders ausgelegt werden. Für das 17. Jahrhundert eine kühne These. Letztlich scheiterte Galilei an sich selbst, seiner Überheblichkeit und Selbstüberschätzung und an einer gnadenlos dummen Inquisitionsbehörde. Er starb übrigens friedlich in seinem Bett.

Leider führte aber die gigantische Inszenierung des Mythos Galilei dazu, dass die moderne Wissenschaft gegenüber Kirche und Christentum erblindete. Man vergaß, dass Kirche und Christentum im Grunde „die Eltern“ der Wissenschaft waren und sie zum unbegrenzten Gebrauch der Vernunft erzogen und ermuntert hatte.

Noch waren die führenden Wissenschaftler des 17. Jahrhunderts wie Newton, Pascal und Descartes zweifellos Christen und der bedeutende dänische Naturwissenschaftler Niels Stensen wurde katholisch und sogar später zum Bischof geweiht. Aber in dieser Epoche beginnt ein beiderseitiges Misstrauen: der alte Impuls der Kirche, Wissenschaft zu befördern, schien zu erlahmen und die Glaubensbekenntnisse so mancher Wissenschaftler schienen eher opportunistisch zu sein denn einer wirklichen Überzeugung zu entspringen.

Das 18. Jahrhundert schließlich sieht den langsamen Übergang der Wissenschaftler in das agnostische und atheistische Lager. Der absolutistische Staat und die mit ihm eng verbundene Kirche wird abgelehnt. Manche Wissenschaftler nähern sich selbstgemachten deistischen Ideen. Der Gott der Wissenschaftler des 18. Jahrhunderts ist ein selbstgemachter Gott.

Der scheinbar endgültige und irreparable Bruch der Wissenschaft mit der Religion entsteht im Zeitalter der Aufklärung, beginnend mit der Französischen Revolution: „Gott? Ich brauche diese Hypothese nicht mehr!“ sagt der französische Gelehrte Laplace seinem bereits die Revolutionäre gefressen habenden Kaiser Napoleon. Laplace macht klar: der Gott des 18. Jahrhunderts ist nicht mehr der christliche Gott. Es war ein abstrakt gedachter Gott, eine Hypothese eben, ein Lückenbüsser für das, was die Wissenschaft noch nicht erkannt hatte. Im Zeitalter der Aufklärung war die Religion nur noch eine Funzel für die noch nicht aufgeklärten Ecken der Welt. Und diese Ecken sollten durch die Wissenschaft prachtvoll erleuchtet werden. Dieser peinliche Gott in Altersteilzeit, so stellte Laplace fest, hatte keine Chance mehr.

Im 19. Jahrhundert störte Gott die Wissenschaft gar, weil er grundsätzlich das gesamte wissenschaftliche deterministische Großprojekt des Jahrhunderts, das die ganze Welt aus der Beschreibung aller Phänomene und der Kenntnis aller Naturgesetze hundertprozentig zu erklären suchte, mindestens behinderte. Der Gott des 19. Jahrhunderts war ein wissenschaftlicher Mythos, den es zu bekämpfen galt.

Charles Darwin schreibt im 19. Jahrhundert seine Evolutionstheorie auf, die als Widerlegung der biblischen Schöpfungslehre gefeiert wird (was Darwin gar nicht wollte). Nun, die Bibel beschreibt nicht die Welt, sie deutet sie. Darwin beschreibt die Welt und ihre Entwicklung. Ich hoffe, lieber Leser, Sie erkennen den Unterschied!

Am Ende des gemarterten 20. Jahrhunderts flog der ehemals führende Atomphysiker der Sowjetunion, Andrej Sacharow, heimlich von Moskau nach Rom. Er war nicht katholisch, aber er wollte zum Papst. Sacharow hatte aus Gewissensgründen seine wissenschaftlichen Forschungen für einen totalitären Staat beendet. Er bat den Papst um ethischen und moralischen Rat und Halt.

Der Vorgang kennzeichnet einen langen Weg für die Wissenschaft. Von Galileo Galilei vor Urban VIII. bis zu Andrej Sacharow vor Johannes Paul II.

Verantwortliche Wissenschaft, die dem Menschen dienen will, muss sich der Grenzen ihrer Freiheit, die die Moral setzt, bewusst sein. Wenn sich Wissenschaft und Wissenschaftler nicht mehr der Moral, sondern verschiedenen Interessen einschließlich ihrer eigenen ausschließlich verpflichtet fühlen, werden sie zu einer handfesten Gefahr für die Menschheit.

## Die Neuzeit

Die führenden Leute der modernen Naturwissenschaft wenden sich, von Ausnahmen wie Richard Dawkins abgesehen, wieder der Religion zu.

Max Planck, der Begründer der Quantentheorie, beendete seinen berühmten Vortrag über „Religion und Naturwissenschaft“ mit dem Losungswort „Hin zu Gott“. Werner Heisenberg wies darauf hin, dass sich die naturwissenschaftliche Erkenntnis notwendigerweise einenge auf einen Teilaspekt der Wirklichkeit, das so genannte Objektive. Aber was ist mit dem Subjektiven? Albert Einstein, je tiefer er in die Wissenschaft eindrang, desto mehr entwickelte er sich zu einem Bewunderer des Göttlichen. Und der Quantenphysiker Pascual Jordan schrieb in einem Bestseller „Der Naturwissenschaftler vor der religiösen Frage“ nicht nur über das neue naturwissenschaftliche Weltbild, sondern brachte auch ganz unbefangen das Staunen eines modernen Naturwissenschaftlers vor den Wundern der göttlichen Schöpfung zu Ausdruck. Der Astrophysiker Stephen Hawkins stellt gar die Frage, warum sich die Schöpfung die Mühe macht, zu existieren.

Fragen nach dem Sinn des Lebens und nach der Existenz Gottes bleiben also der naturwissenschaftlichen Erkenntnis verborgen. Ihre Beantwortung bedarf kompetenter Antworten. Die Naturwissenschaften erkennen falsifizierbare Wahrscheinlichkeiten, keine absoluten Wahrheiten.

Der Glaube aber beschreibt eine Wahrheit jenseits aller Vernunft: die Wahrheit der Existenz Gottes.

## Rechtes Entscheiden in der Kirche

Anton Tischinger

Fragen und Reflexionen eines Pfarrers zu einem komplexen Phänomen

### Einführende Gedanken

Gleich in welcher Rolle und auf welcher Ebene des Entscheidens wir in der römisch-katholischen Kirche tätig sind, befinden wir uns in einer Situation des spezifischen Einerseits-Andererseits:

Unser Entscheiden ist einerseits gebunden an theonomisch-ethisches, spirituell-dogmatisches, kurzum glaubensgerechtes Handeln. Andererseits ist dieses Handeln immer wieder konfrontiert mit den Anforderungen und Zumutungen der realen Welt, einer modernen pluralen Gesellschaft, die eine Gesellschaft rationaler Zweckorientierung ist und immer mehr wird.



*Dr. Anton Tischinger*

Nicht zuletzt diese Situation ist Ursache dafür, dass es in der Kirche immer wieder zu Schwierigkeiten beim Prozess des Entscheidens kommt, die weniger von fragwürdigen Zielsetzungen, sondern vielmehr von der Angst vor unsicheren Folgen des Entscheidens herrühren. Es ist so: Entscheiden müssen im kirchlichen Raum kann in Glaubensnöte stürzen und manch einen Geistlichen Personalchef bzw. Generalvikar aufreiben.

Je nach der Rolle, die uns im Gefüge der Kirche zukommt, geht es nicht immer um Großes und Fundamentales. Oft wird täglich ganz instinktiv und selbstverständlich entschieden und auch richtig gut entschieden. Es geht wie beim Atmen, wenn unser Atem schwerer wird oder bei einer steilen Bergwanderung auszugehen droht, benötigen wir ein System, das uns das Gehen erleichtert. Es geht um wichtige Entscheidungen und hier vor allem um das Wie des Entscheidens in der Kirche.

Da muss z.B. die Kirchenverwaltung einer Pfarrgemeinde ihren Pfarrer davon überzeugen, dass die Sanierung des kirchlichen Kindergartens Vorrang hat vor der Anschaffung einer neuen Orgel, dass es ein ungutes Entscheiden wäre, vorhandene Gelder für die Orgel auszugeben.

Da ist der noch junge Pfarrer, Mitte 30 ist er erst, der von einer Landpfarre in eine, aus Sicht des Ordinariats „problematische“ Stadtpfarrei versetzt wurde, weil er sich doch in der Landgemeinde als so dynamischer entscheidungsfreudiger wie beliebter Pfarrer bewährt hat.

Es stellte sich heraus: Die Komplexität der Aufgaben einer Großstadtseelsorge überforderte den Pfarrer, nahm ihm immer mehr seine Entscheidungsfreude und Entschei-

dungssicherheit. Bald kam es soweit, dass er an seiner Entscheidungsfähigkeit zweifelte. Selbstzweifel, Frustrationen, schleichende Ablehnung bis hin zu Anfeindungen. Burn-out-Symptome machen ihm zu schaffen.

Da haben es auf »oberen Rängen« der Kirche Entscheider von kirchlichen Hilfswerken wie „Missio“, „Misereor“ oder „Adveniat“ und deren Berater sehr schwer, über die Verwendungen von Spendengeldern zu entscheiden. Soll in Dritte-Welt-Projekte zwecks direkter Lebenshilfe oder in Einrichtungen der Glaubensförderung, also in die Missionierung, investiert werden?

Ein anderes Beispiel: Papst Johannes Paul II. entschied 1999, dass den katholischen Beratungsstellen der Caritas und des Sozialdienstes der katholischen Frauen untersagt ist, Beratungsscheine auszustellen, da diese Scheine eine Voraussetzung für einen straffreien Schwangerschaftsabbruch sein könnten.

Nach dem Motto „Was nicht sein darf, kann auch nicht sein“ empört das Vorgehen und Verhalten von Personalbearbeitern in den Ordinariaten bei pädophilen Priestern. Bei einem Thema, das gegenwärtig vehement von der realen Welt verfolgt wird, fehlt es auch bei Bischöfen immer wieder an Mut, die Vorfälle entschieden aufzuklären, den Opfern umgehend beizustehen und nach den vorgeschriebenen Regeln der Justiz zu handeln.

Großes Entscheiden, kleines Entscheiden, Sachentscheidungen, Strukturentscheidungen, Personalentscheidungen, Investitionsentscheidungen, Entscheidungen zur Veränderung der Seelsorge in einer ganzen Diözese, Veränderungen einer Diözesanverwaltung – wer in der Kirche tätig ist, tut sich, Erfahrungen sprechen dafür, schwerer damit als Entscheider irgendwo sonst. Obwohl quasi „entscheidungstechnisch“ das Entscheiden in der Kirche nicht viel anders abläuft als in jeder anderen Organisation, in jeder anderen Gemeinschaft. Vieles ist da auch kirchen- und arbeitsrechtlich umfassend geregelt und fixiert.

Dennoch geschieht es in der Kirche, insbesondere in der römisch-katholischen Kirche, anders und für die Menschen außerhalb der Kirche kaum vermittelbar: Was wird in der Kirche entschieden? Wie wird in der Kirche entschieden? Wie könnte besser entschieden werden? Wie könnte der Prozess des Entscheidens transparenter und nachvollziehbarer werden? Wo könnte mit den Ergebnissen ein deutlicheres christliches Zeugnis gegeben werden.

Der Prozess des Entscheidens in der Kirche, seine förderlichen und nicht zuletzt seine störenden, manchmal verstörenden Faktoren sollen hier in einem fiktivem Gespräch zwischen einem kirchlich kundigen Laien und einem Priester zur Sprache gebracht werden, so dass manches klarer wird und man daraus Nutzen ziehen kann.

### Sagt denn die Bibel etwas zum Phänomen Entscheiden?

Das fängt schon an mit der Geschichte von Adam und Eva und deren Vertreibung aus dem Paradies. Seither sind alle Nachkommen des ersten Menschenpaares, also die gesamte Menschheit, mit dem behaftet, was Theologen „Ersünde“ nennen.

Diese Offenbarungswahrheit, die etwas Wesentliches zur Situation des Menschen sagt, wird im ersten Buch Mose, Kapitel 3, berichtet: Eva lässt sich von der Schlange verführen, eine Frucht vom Baum der Erkenntnis zu essen – und sie verführt Adam dazu, es ihr gleich zu tun. Gott entschied daraufhin, die beiden, aus dem Paradies zu vertreiben. Sie und alle Nachkommen mussten fortan „im Schweiße ihres Angesichts“ für ihren Lebensunterhalt sorgen.

So kurz zum theologischen Begriff Sündenfall“, zur so genannten „Ersünde“. Sie ist es, die uns mit der Unausweichlichkeit des Unterscheidens und Entscheidens konfrontiert. Wir leben in einer Welt der Polaritäten, wir haben ständig Unterscheidungen zutreffen, wir sind buchstäblich „vertrieben aus dem Paradies“ in die Hölle der Unausweichlichkeit des Unterscheiden- und Entscheiden-Müssens. Darin liegt die Not, aber auch die Chance menschlichen Handelns.

Könnte es sein, dass sich die Kirche und Ihre Amtsträger gerade deswegen mit dem Entscheiden schwer tun, weil sie vielleicht – unbewusst – in einer Paradiesvorstellung befangen sind, nach der man eigentlich gar nicht entscheiden muss, weil alles schon entschieden ist und weil es für ein Leben in der Herrlichkeit Gottes gar kein Entscheiden-Müssen gibt? Aber – wir leben hier in einer sehr realen Welt mit ihrer eigenen Logik, die von uns täglich Entscheidungen abverlangt, denen zuerst immer wichtige Unterscheidungen voranzugehen haben.

Hat denn Jesus entschieden? Und wie, nach welcher Logik entschied er?

Jesus hat sicher Entscheidungen getroffen und zwar solche, von denen er wusste, dass sie ihn in einen Konflikt bringen. Er hat auch sehr eindeutige Rede geführt und von daher auch Führung vorgegeben. Man kann sogar davon ausgehen, bei seinen Entscheidungen waren nicht nur Personen oder Situationen betroffen, sondern das hatte immer auch langfristige Entwicklungen zum Ziele. Das findet klaren Ausdruck, wenn er am Kreuz sagt: »Nicht mein Wille geschehe, sondern der deine«. Im wahrsten Sinne des Wortes eine Theo-logische Entscheidungslogik. Sie offenbart sich auch im „Vater-unser“-Gebet und an vielen anderen Stellen:

- „Wer den Willen meines Vaters tut, ist für mich Bruder, Schwester und Mutter“, oder wenn er sagt:
- „ Unter euch soll es nicht so sein ... Wer unter euch der Erste sein will, der sei der Diener aller.“

Wenn wir Jesus unter dem Aspekt des Entscheidens und der Art und Weise seines Entscheidens betrachten, erkennen wir eher eine personenbezogene Entscheidungsethik. Jesus trifft keine organisationsbezogenen Entscheidungen. Moral einer Institution – diese Frage stellte sich damals noch nicht.

Gilt denn in der kirchlichen Welt von heute diese jesuanische Grundlage noch?

Kirche ist auch Institution, und zwar sehr real „in dieser Welt“, und notwendigerweise eine Institution, die immer schon in der Gefahr war, sich stark mit sich selbst zu beschäftigen. Diese Gefahr hängt mit dem Bestreben des Menschen, auch des »geistlichen« Menschen, zusammen, Macht zu wollen und auf Machtbewahrung aus zu sein. Da kommt dann die Angst der Mächtigen ins Spiel, Macht bewahren zu wollen, von der Angst vor Machtverlust gepeinigt zu sein.

Mein Eindruck ist, dass viele Entscheidungen des Führungspersonals der Kirche von solcher Angst geprägt sind. Im Zweifelsfall entscheidet man sich für den Machterhalt, das bedeutet für das Statische, für die Sicherung des Vorhandenen. Da herrscht zu viel Sorge, da ist zu wenig Fähigkeit, in Alternativen zu denken, sich in die Dynamik geistiger Prozesse eines langen Entscheidungsweges einzulassen.

Auf der anderen Seite ist freilich auch einzusehen, dass man, je größer die Verantwortung für die Institution ist, umso vorsichtiger wird. Aber gerade in dieser Situation ist es die Verantwortung der Führenden, Raum zu lassen für Menschen und Positionen, die Bestehendes durchaus in Frage stellen, die Impulse geben können für die Entwicklung von etwas Neuem. Wir haben heute in der Kirche ein Klima der Vorsicht und der Ängste. Das findet Ausdruck in der Tatsache, dass immer sehr schnell ausgegrenzt und sogar abgestraft wird, wenn im geistlich-spirituellen Disput Positionen vertreten werden, die nicht gerade offizielle Linie sind.

Es ist plausibel, dass die Kirche als Religionsgemeinschaft mit »Entschiedenheit und Macht« an ihren Glaubensüberzeugungen festhält und diese nicht der Beliebigkeit anheim fallen lassen möchte. Wenn nun aber Amtsträger auch in weltlichen Angelegenheiten – sie mögen durchaus in ihren Verantwortungsbereich fallen – mit dem gleichen Machtanspruch auftreten, wird es oftmals recht problematisch.

Ist die Organisationslogik der Kirche heute möglicherweise eine allzu weltliche?

Gewiss muss sich die Kirche ökonomischen Bedingungen stellen – wie alle anderen Institutionen auch. Dabei ist die Kirche als Institution gemeint, nicht als die Gemeinschaft der Gläubigen, als der »Leib Christi«.

Die Kirche als Institution ist der Logik dieser realen Welten unterworfen, nämlich des Unterscheidens und Entscheidens. Sie muss Wirtschaftspläne aufstellen und umsetzen. Sie muss gut mit Geld wirtschaften. Sie hat sich nach der finanziellen Decke zu strecken. Sie ist dabei eher Wirtschaftsbetrieb als Religionsgemeinschaft. Das kann man den Gläubigen nicht oft genug vor Augen führen. Immer wieder muss gesagt werden: Verzweifelt nicht an dem Bild, das ihr von eurer Kirche habt, weil die reale Kirche nicht immer eurem

Bild entsprechen kann. Dabei geht es nicht um eine Generalabsolution für die Institution und ein oft durchaus kritisch zu betrachtendes Entscheiden.

Kernfrage ist und bleibt, wie in der Kirche entschieden wird, wie Entscheidungsprozesse

laufen. Ob sich die Kirche beim Vorgehen mit, für oder auch gegen Menschen von anderen Organisationen unterscheidet. Ob z.B. Sparmaßnahmen mehr sind als reine Sparmaßnahmen nach der Rasenmähermethode, inwieweit sie ethisch und durch eine längerfristige, ökonomisch alternative Konzeption zu rechtfertigen sind.

Kurzum: auch notwendige Sparmaßnahmen haben dem besonderen Charakter und dem besonderen Auftrag gerecht zu werden. Gerade unter diesem Aspekt stellt die gegenwärtige Sparwelle kirchliche Verantwortungsträger vor besondere Probleme. Man muss sagen, das Problembewusstsein ist da noch recht oberflächlich und noch wenig verbunden mit längerfristigen pastoralen Konzepten.

Es gilt hierbei eine lohnende Differenz zu beachten, einerseits durchaus auf Ergebnisse zu schauen: Wie sind die Ergebnisse, sind sie wirtschaftlich und ethisch vertretbar? Es gilt aber künftig auch eine andere Dimension zu beachten: Wie war denn der gesamte Prozess des Entscheidens, wie sind die Alternativen zum Tragen gekommen, wie ist denn die Umsetzung erfolgt? Also eine Ethik des Entscheidens selber mehr zu thematisieren.

Daraus ergibt sich schon die Frage, wie entscheidet die Institution, welche langfristigen Konzepte hat sie, aus welchen Quellen schöpft sie? Hierbei geht es nicht darum, wie ein einzelner Pfarrer oder Direktor einer Akademie entscheidet, sondern wie entscheidet die Institution?

Erwähnt man hier einmal den Dreisprung – der Einzelne, das Team und die Organisation -, könnte noch genauer unter die Lupe genommen werden, wie eine einzelne Pfarrgemeinde oder Kirchenverwaltung entscheidet, wie eine einzelne Diözese, wie kommen da die Gruppendynamik eines Teams oder der Ehrgeiz eines Einzelnen zum Tragen, was haben diese Handlungen noch mit den Quellen christlichen Entscheidens zu tun?

Wie stehen überhaupt persönliche Vorgaben im  
Verhältnis zu den Vorgaben der Institution?

Sie denken an den klassischen Konflikt von P. Rupert Mayer mit seiner Kirche im Dritten Reich? Es ist heute schon ein Unterschied, ob unter den Bedingungen einer Diktatur oder unter den Bedingungen eines Rechtsstaates persönlich entschieden wird.

Zunächst ist es doch so, dass in unserem Rechtsstaat jemand ohne persönliches Risiko zu einer anderen Entscheidung gegenüber der Institution oder der Autorität kommen kann. Es ist für ihn heute nicht existenzbedrohend, er kann u.U. dann auch Konsequenzen ziehen und aus diesem Dienst herausgehen.

Es gilt aber immer klar zu unterscheiden, was ist der persönliche Maßstab und was ist der institutionelle Maßstab, das ist immer etwas anderes. Es gibt natürlich eine individuelle Ethik innerhalb einer Organisation, denn da treffen andere Leute und andere Logiken aufeinander.

Eine neue Kultur des Entscheidens in der Kirche wäre: wo finden Pfarrer, Personalbearbeiter, Generalvikare und auch Bischöfe und Entscheidungsträger im priesterlichen Amt einen notwendigen Reflexionsraum, also eine vertraute Gemeinschaft, um sich über ihre Entscheidungen und das Wie ihres Entscheidens auszutauschen.

Die Einsamkeit gerade kirchlicher Entscheidungsträger ist ein allbekanntes Klagelied und führt auch immer mehr zu einem einsamen Entscheiden. Die Ergebnisse werden oft theologisch überhöht und als geistlicher Auftrag zwischen „mir und meinem Gott“ missverstanden.

Ein Bischof entscheidet oft auch in sehr weltlich-realen Dingen;  
wenn er das tut, ist das dann nicht ein Fall von Rollenkonfusion?

Wie der Papst entscheidet auch ein Bischof in Glaubens- und Sittenfragen. Da hat er autoritäre Definitionsgewalt. Das heißt, dass er aus seinem Amt, seiner Berufung heraus entscheidet. Das wird man dem Bischof zunächst belassen.

Das heißt jedoch nicht, dass er in der Rolle des Vorsitzenden einer Organisation quasi „ex cathedra“ autoritär entscheidet. Entscheidungen personeller, organisatorischer oder wirtschaftlicher Art, da wird nicht selten die Rolle verschoben, wird eine „geistliche« Rolle“ mitgenommen«, man könnte sagen, autoritär missbraucht.

Ich meine, dass sich die geistlichen Führungsämtler entwerten, wenn die Träger ihre geistliche Autorität für Entscheidungen gebrauchen, die mit lehramtlicher Kompetenz oder mit fundamentalen Offenbarungswahrheiten nichts zu tun haben.

Klar sei hier gesagt, sie haben in anderen Kontexten keine eben solche Verantwortung wie in ihrem geistlichen Amt. Sie stehen auch hier wie jeder andere vor der Qual der Wahl, haben Unterscheidungen zu treffen und in Alternativen zu denken. Das heißt, vor jeder Entscheidung kommt zuerst das mühsame Unterscheiden: natürlich zwischen gut und böse, zwischen hell und dunkel und was es auch immer in einer polaren Welt an möglichen Alternativen alles gibt.

Ich betrachte es mit einiger Skepsis, wenn sich etwa eine Bischofskonferenz zu Fragen der Ausgestaltung des Sozialstaates äußert. Da können doch Christen durchaus zu ganz unterschiedlichen Konsequenzen kommen. Das bringt die Gefahr mit sich, dass das Lehramt und die unverzichtbare geistliche Führungsrolle etwa des Bischofsamtes entwertet werden. Wir sollten gerade hier sauber trennen und die Kompetenz von nicht-geistlichen Mitgliedern unserer Kirche noch mehr zur Geltung bringen.

Ist die Kirche bei ihrem Entscheiden unabhängig von Mehrheiten und Einverständnis?

Ich brauche Einverständnis, wenn ich Gefolgschaft brauche und meine Entscheidungen nicht mehr wie früher autoritär durchsetzen kann. Die Kirche hat sich lange um das Einverständnis herumgedrückt: wenn ihr das nicht so macht, wie wir entschieden haben, dann ‚hol euch der Teufel‘... das geht heute sicher nicht mehr. Die Kirche braucht heute Einverständnis.

Sie braucht viel mehr und zwar Glaubwürdigkeit. Glaubwürdigkeit, bei der sichtbar wird, dass es nicht um ein Regelwerk einer Institution, sondern um eine Zuwendung zum Menschen geht. Dass um des Menschen willen so entschieden wird und nicht um der Institution willen. Und wir sehen, dass zu viele Menschen die Institution Kirche vielmehr als ein Regelwerk erleben und nicht auch als Heilsgemeinschaft, die mit ihrer Verkündigung hilfreich ist für die Lebenssituationen der Menschen.

Kern des Entscheidens ist immer auch der Umgang mit Risiko;  
wie geht die Kirche mit Risiko um?

Das ist ein ganz zentraler Aspekt des Entscheidens in der Kirche. Er ist dem Risiko-Chancen-Aspekt eng verbunden. Der Kern des Entscheidens ist immer der Umgang mit Risiko, das heißt mit Gefahren, aber auch mit Chancen auf dem langen Weg des Entscheidens. Risiko hat, richtig verstanden, immer mit einer Gefahren- und einer Chancenseite zu tun!

Man kann sagen: Wenn es keine Gefahren und keine Chancen gibt, gibt es auch nichts zu entscheiden. Diese Gewissheit steht bereits am Anfang jedes Entscheidungsprozesses. Davon erhält mein Entscheiden seine Prägung: Schaue ich gewohnheitsmäßig mehr auf mögliche Gefahren oder auf ebenso mögliche Chancen?

Wenn ich da in meine Kirche schaue und auch auf die gegenwärtigen Richtungen der Theologie, muss ich mich fragen: Ist die Theologie eher auf eine Welt der Gefahren fixiert oder eher auf die Welt der Chancen, eine Welt der Möglichkeiten und Alternativen. Ist unsere kirchliche Welt eine Welt der Optionen und der verschiedenen Möglichkeiten oder eher eine Gefahrenwelt? Es ist leider so: Du erlebst die Kirche heute, insbesondere im hierarchischen Bereich, als sehr ängstlich, vielleicht auch als allzu kulturpessimistisch. Risikomaximierung statt Risikominimierung scheint angesagt zu sein! Man weiß es, aber will es nicht zugeben oder gar zulassen, dass der beste Weg einer Risikominimierung der ist, der in einem bestimmten Rahmen Vielfalt zulässt, um damit Erfahrungen zu sammeln.

Wenn es tatsächlich einmal Irrwege gibt, dann sind es doch schlimmstenfalls in der Wirkung begrenzte Irrtümer. Wenn alles zentralistisch geregelt wird, dann ist es im Guten

wie im Schlechten immer eine globale Entwicklung. Für eine immer komplexere Welt gilt jedoch, dass die konsequente Anwendung des Subsidiaritätsprinzips wohl der einzige Weg ist, die richtige Verbindung von Vielfalt und Einheit zu finden.

### Schlussfolgerungen und Empfehlungen

Wenn es um Empfehlungen auf der personalen Ebene geht, was liegt einem Kirchenmann näher, als Jesus zum Vorbild zu nehmen?

Wenn er das eine war, dieser Jesus, dann war er bei seinen Entscheidungen immer mutig.

Wie er die Geldleute und Händler aus dem Tempel getrieben hat, wie radikal da sein Denken war: das harte Wort „Euer Ja sei ein Ja, euer Nein ein Nein“, das sei euer Wort, prägte dieses Denken und Handeln und seine Entscheidungen.

Die Verzagtheit und Ängstlichkeit der Führung überträgt sich auf das Kirchenvolk. Viele Christen sind heute ebenfalls halbherzig in ihren Entscheidungen, so dass sie kaum anregend sind für andere. Eine gelungene Verbindung von Hirn, Herz und Mut mag den Christen heute als Orientierung beim Entscheiden gewünscht und nahe gelegt werden. Dabei geht es nie nur um das eine. Entscheidungsprozesse – um die es hier geht – sind durchgängig gekennzeichnet von dem Sowohl-als-Auch.

Natürlich geht es beim Entscheiden um den Verstand. Es geht aber auch um das Herz und um den Mut. Es geht nie nur um den Inhalt einer Entscheidung, sondern immer auch um das Wie und den Prozess des Entscheidens.

Es soll an dieser Stelle nicht unerwähnt bleiben, dass es von Alters her zu den Hauptaufgaben der Bischöfe gehört, ihr geistliches Personal zu ermutigen. In der Kirche ist demnach durchaus Tradition, nicht Verzagtheit, sondern Mut zu zeigen für ein klares Ja oder Nein – in beiden Modi des Entscheidens ist wohl zu vermuten!

Es geht aber auch nie nur um das Wie und um einen Prozess, es geht immer auch -ausgewogen mit Blick auf den Inhalt – um das Ergebnis und auch ausgewogen um das Wie, um den Prozess und es geht auch nie um eine einzelne Person, sondern es geht auch um das Team, die Gemeinschaft, um die Institution, die Organisation. Die Kirche hätte für das Wie ihrer Entscheidungen in der Mystik viele Impulse, Vorbilder für einen mittleren Weg wie den Mystiker Meister Eckehard, um nur einen zu nennen. Die Kirche könnte selbst der Welt zum Vorbild werden in einem ausgewogenen Entscheidungsprozess. Wie könnte für die Kirche dieser »mittlere Weg« eines ausgewogenen Entscheidens gestaltet sein?

- Er sollte zunächst die zwei unterschiedlichen Welten „Die Kirche als Glaubensgemeinschaft, als der Leib Christi“ und die „Kirche als Institution in dieser Welt“ als unterschiedlich in ihren Entscheidungslogiken akzeptieren und sorgsam mit dem Un-

terschied umgehen. Auch hier mag ein Christuswort die Grundorientierung liefern: „Gebt Gott, was Gottes ist, und dem Kaiser, was Kaisers ist“.

- Im Bewusstsein dieser zwei Entscheidungslogiken sind Entscheidungsprozesse zu gestalten, die die kluge Verbindung der zwei Welten zum Wohle der Menschen ermöglicht. Ein dialogisches Miteinander in den Gremien der Kirche, ob Bischofskonferenzen oder Pfarrgemeinderat, kann in allen relevanten Entscheidungen den mittleren Weg suchen und gestalten, dessen Leitplanken – wie dargestellt – mit folgenden Stichworten gekennzeichnet ist
  - Inhalt der Entscheidung – Prozess des Entscheidens
  - Personen-, Team- und Organisationsebene der Entscheidung
  - Gefahren- und Chancenaspekte der Entscheidung
  - Verstand, Herz und Mute

### Anmerkungen

1. s. dazu die umfangreiche Literatur zum Dialog, z.B. Hartkemeyer, M./ Hartkemeyer, J.F./Doherty, Freeman L.: Miteinander denken. Das Geheimnis des Dialogs. Stuttgart 1998 und Buber, Martin: Das dialogische Prinzip. Heidelberg 1973.
2. Es sind nicht nur eigene Erfahrungen als Seelsorger, es ist die Gesamtsituation der Kirche, die mich dazu bewegen, mich mit einem zentralen Komplex kirchlichen Lebens intensiver zu befassen, mit dem Komplex des „Entscheidens“. Anregend wie herausfordernd, beratend und hilfreich begleitet mich dabei der Diplom-Soziologe Bernd Opp, Ottobrunn. Ich lernte ihn so um 1998 herum kennen, zu einem Zeitpunkt, an dem ich selbst mit einer großen Herausforderung konfrontiert war. Man hatte mich in ein völlig neues Seelsorge- und Entscheidungsumfeld versetzt, an die Universität der Bundeswehr Neubiberg.

Ich war plötzlich eingebunden in Entscheidungs-Strukturen, die mir bis dahin fremd gewesen sind. Ich musste mit Menschen umgehen, mit Situationen zu Rande kommen, die mir selber ein völlig neues Unterscheiden und Entscheiden abverlangten. Bernd Opp stand mir da beratend und manchmal auch kritisch Stellung nehmend zur Seite. Sein sehr stark Klienten-gerichtetes Denken faszinierte mich immer mehr. Wie nahe er selbst bei meinen Fragen und Anliegen war, stellte ich jedes Mal fest. Wie er mich selbst immer wieder forderte und passend seine Anregungen gegeben hat, ich danke ihm dafür.

Wertvoll war für mich, dass ich von ihm niemals belastet weg ging oder gar mit Schuldgefühlen, sondern immer mit dem Bewusstsein, dass sich etwas positiv ändern lieft und verbessert werden konnte. In vielen Gesprächen mit Bernd Opp wurde mir klar, dass Verbesserungen in puncto Entscheiden notwendig und möglich sind.

Nicht zuletzt Bern Opp verdanke ich es, dass ich lernte und schließlich begeistert davon war, mich mit dem Thema des „Besseren Entscheidens in der Kirche“ intensiv zu befassen, Erkenntnisse zu gewinnen und auch zu veröffentlichen, also für einen breiteren Kreis zu Denkanregungen zu machen. Kritisches Nachdenken und auch zum Reagieren anzuregen bei meinen Mitbrüdern, auch bei kirchlichen Laienverantwortlichen, wie Pfarrgemeinderäten, das hoffe ich mit meiner Veröffentlichung und weiteren Veröffentlichungen zu erreichen.

Ein lebendiges Nachdenken, ein freudiges Finden auf dem Weg zu einer besseren und wirksameren Seelsorge in Verbundenheit mit der Kirche, darum geht es bei meinen Gedanken für ein besseres Entscheiden.

## Autorenverzeichnis

*Gillner, Dr. Matthias*

Dr. theol., Dozent für Katholische Theologie an der Führungsakademie der Bundeswehr, Hamburg

*Mixa, Dr. Walter*

Bischof von Augsburg, Katholischer Militärbischof für die Deutsche Bundeswehr

*Portugall, Dr. Gerd*

Dr. rer. pol. Gerd Portugall, M.A., Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Sozialwissenschaftlichen Institut der Bundeswehr in Strausberg

*Schadt, Rainer*

Monsignore, Leitender Militärdekan des Katholischen Militärdekanates Kiel, Glücksburg

*Tischinger, Dr. Anton*

Katholischer Militärpfarrer im Nebenamt, Dekan im Kirchendienst, Lehrbeauftragter für christliche Sozialethik an der Universität der Bundeswehr München, Neubiberg

*Wakenbut, Walter*

Apostolischer Protonotar, Militärgeneralvikar, Leiter des Katholischen Militärbischofsamtes, Berlin

*Zollitsch, Dr. Robert*

Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz, Erzbischof von Freiburg

## Impressum

Die Zeitschrift „Militärseelsorge“ wird herausgegeben vom Katholischen Militärbischofsamt, Berlin,

*Schriftleitung:*

Dipl.-Theol. Lothar Bendel, Leitender Wissenschaftlicher Direktor. i.K.,  
Referatsleiter im Katholischen Militärbischofsamt, Berlin

*Geschäftsführung:*

Manfred Suermann M.A., Wiss. Referent

*Anschrift von Schriftleitung und Redaktion:*

Katholisches Militärbischofsamt

Am Weidendamm 2

10117 Berlin

Postfach 64 02 26

10048 Berlin

Tel. / [Fax]:

0 30/ 2 06 17-200 [-299] (Bendel)

0 30/ 2 06 17-230 [-299] (Suermann)

*E-Mail:*

lotharbendel@bundeswehr.org

manfredsuermann@bundeswehr.org

Internet: [www.kmba.de](http://www.kmba.de)

*Stand des vorliegenden Textes:*

15. Juli 2009

Technischer Satz und Druck: Druckpartner Moser, Rheinbach

ISSN 0047 – 7362

Namentlich gezeichnete Beiträge geben die persönliche Meinung des Verfassers wieder und stimmen nicht unbedingt mit der Meinung des Herausgebers überein.

Alle Rechte vorbehalten.